



Unser Eingliederungsversuch  
in eine geschlossene Gesellschaft

**KNAUR** \*

**Tahsim Durgun**

**»Mama, bitte lern Deutsch«**

**Unser Eingliederungsversuch in eine geschlossene  
Gesellschaft**

## Über dieses Buch

»Dieses Buch hilft mir, meine Mutter besser zu verstehen, und dir, Deutschland besser zu verstehen.«

Noch bevor Tahsim Durgun die Grundschule abschließt, muss er für seine Mutter die Abschiebebescheide entziffern, begleitet sie als Dolmetscher zu intimen Arztbesuchen und verliert Aldi-Kataloge am Fliesentisch. So wie Tahsim geht es vielen jungen Menschen mit Migrationsgeschichte, die früh Verantwortung für ihre Eltern übernehmen und gleichzeitig einen Platz finden müssen in einem oft feindseligen Land.

Schreiben sie die besten Noten, bekommen sie trotzdem nur eine Hauptschulempfehlung. Fahren ihre Mitschüler\*innen in den Urlaub nach Thailand, dürfen sie Deutschland nicht verlassen, weil sie kein gültiges Reisedokument besitzen. Hilflosigkeit, Angst und Überforderung sind ihre stetigen Begleiter, Einfallsreichtum und Empathie ihr Handwerkszeug. Mit messerscharfer Intelligenz, poetischer Sprachgewalt und zynischem Humor: Internet-Star Tahsim Durgun reflektiert die Lebenswirklichkeit der postmigrantischen Gesellschaft. Vor dem Hintergrund seiner eigenen Lebensgeschichte in einer kurdisch-deutschen Familie rechnet Tahsim ab mit der

deutschen Bürokratie und zeigt gleichzeitig tiefen Respekt für seine Mutter und ihre Errungenschaften, die für die deutsche Gesellschaft immer unsichtbar bleiben werden.

Weitere Informationen finden Sie unter: [www.droemer-knaur.de](http://www.droemer-knaur.de)

# Inhaltsübersicht

**Widmung**

**Vorwort: Die unerzählte Geschichte**

**»Mama, was sind Alliterationen?«**

**Yeziden – der kürzeste Abriss**

**Vom »Ihr« zum »Wir«**

**»Mama, was ist eine Metapher?«**

**Spenden für den Klimawandel**

**Sonnenblumen durchbrechen den Asphalt**

**Eines Tages**

**Çay-liche Entlastungsmaßnahme**

**»Mama, was sind Nomen?«**

**Deutsch für Anfänger**

**Aus dem Garten meiner Mutter**

**»Ausländerkinder« fördern**

**»Mama, was ist der Plural?«**

**Villain Origin Story**

**Irgendwann ist es genug**

**»Mama, was ist ein Fremdwort?«**

**Fremde auf meinem Bett**

**Barans Barbershop**

**Flunkyball mit Justin Bieber**

**Wir, ihr und Thilo Sarrazin**

**»Mama, was ist ein Kompositum?«**

**Ärzte sehen und sterben**

**Herzensangelegenheiten**

**»Mama, bitte lern Deutsch!«**

**Einbrecher und Köche**

**Danksagung**

*Dieses Buch widme ich allen Kindern,  
die ihre Träume kleinhalten,  
damit ihre Mütter eines Tages größer träumen können.  
Doch selbst darin liegt ein Geschenk,  
denn Mamas träumen immer für euch mit.*

# Vorwort:

## Die unerzählte Geschichte

**K**ürzlich las ich ein Zitat, das ungefähr so lautete: »Wenn eine Sahnetorte zehn gleich große Stücke hat und unter einer elfköpfigen Familie aufgeteilt wird, dann ist die Mutter diejenige, die plötzlich keine Sahnetorte mehr mag.«<sup>1</sup> Was sagt uns das? Die Mutter hat eine Laktoseintoleranz. Oder sie ist die Person in der Familie, die sich immer aufopfert, die Stütze, die alles zusammenhält. Meine Mutter ist auch so, aber mit einem kleinen Schönheitsfehler: Sie weiß nicht, wie man »Sahnetorte« schreibt. Sie wird nicht einmal in der Lage sein, dieses Buch zu lesen.

Kennst du die alte Fernsehwerbung, in der ein Mann auf einer Parkbank zu weinen anfängt, weil er seiner Tochter kein Gedicht vorlesen kann? Meine Mutter ist dieser Mann – zumindest was ihre Lese- und Schreibfähigkeiten betrifft. Ich kenne den Kampf des Mädchens aus dem Werbespot nur zu gut: Auch ich musste meiner Mutter unzählige Male vorlesen – keine Gedichte, sondern Stromrechnungen und Aldi-Prospekte. Und ich werde immer noch wütend, wenn ich daran denke, wie hemmungslos meine Mutter meine Fähigkeiten ausgenutzt und währenddessen den Deutschkurs für Anfänger an der

Volkshochschule zum dritten Mal in Folge verschoben hat. Ich werde wütend und mir wird warm. Mir wird warm, weil ich sauer bin und Nesselsucht habe. I, wie eklig – aber das musst du jetzt aushalten, denn das ist ein sehr persönliches Buch.

Aber im Ernst: Wie kann es sein, dass eine Frau, die seit über 30 Jahren in Deutschland lebt, immer noch nicht die Sprache spricht? Wie kann es sein, dass sie immer noch auf die Hilfe ihrer Kinder angewiesen ist und mehrfach die Chance verpasst hat, ein vollwertiges Mitglied dieser Gesellschaft zu werden? Denn ganz ehrlich: Um an einer Gesellschaft teilhaben zu können, ist Lesen und Schreiben das Mindeste. Wo sind Menschen wie meine Mutter falsch abgebogen – warum schafft sie es einfach nicht?

Okay, ich gebe zu, der vorige Absatz hätte auch ein Auszug aus dem Protokoll des letzten Sommerfestes der AfD-Jugend sein können. Aber es sind meine Gedanken und Fragen, die ich mir seit meiner Kindheit stelle. Und jetzt, mit 28 Jahren, möchte ich sie in diesem Buch ein für alle Mal beantworten. Dieses Buch ist für mich ein Weg, meine Mutter besser zu verstehen. Nicht nur für mich, eigentlich für jeden. Denn jeder in diesem Land hat irgendwie mit Menschen wie meiner Mutter zu tun. Also ist es eine Alternative für Deutschland. Eine AfD. Dieses Buch ist die AfD – aber eine echte.

Wir sind eine stinknormale Familie. Eine Familie unserer Art mit all ihren Problemen und Tücken gibt es in Deutschland

zigfach. Unsere Geschichte ist keine besondere, aber eine unerzählte, und das will ich ändern. Dabei will ich keineswegs den Eindruck erwecken, dieses Buch sei nur für Migras – um Gottes willen. Denn meine Leute, also Leute mit Migrationsgeschichte, Leute wie meine Mutter, die lesen keine Bücher – zumindest denken das viele. Es ist also eine einfache Rechnung: Wenn ich nur für Leute wie uns schreiben würde, sähen die Verkaufszahlen sehr schlecht aus, und ich könnte mir einen Platz auf der Bestsellerliste abschminken. Aber da will ich hin.

Dieses Buch ist also für alle: Almans, Kanaken, Deutschlehrer, die hässliche Jack-Wolfskin-Jacken tragen, für Kiffer, für alle, die härtere Drogen nehmen, für scheiß AfDler und damit auch für alle, die mal bei der NPD waren und sich jetzt »orientierungslos« fühlen, für alle Möchtegernintellektuellen, für alle, die sich kein TikTok mehr ansehen können, ohne dass unten auf dem Bildschirm *Subway Surfers* oder *Temple Run* läuft, für alle, die nicht lesen können. Und für meine Mutter. Mit anderen Worten: für die einzige Person, die mich in einem Land zur Welt gebracht hat, dessen offizielle Sprache sie selbst nicht beherrscht. Danke für nichts, Mama.

Warum ist es wichtig, dieses Buch zu schreiben, in dem ich unter anderem von meiner Mutter erzähle? Ich garantiere dir, dass wir alle mindestens eine Person wie meine Mutter kennen. Unabhängig von unserem sozialen Status, unserer Religion, unserem Geschlecht, unserer Herkunft, unserem Alter oder

unserem Beruf – *jeder* von uns kennt eine Person wie meine Mutter.

Die schüchterne, aber freundliche Frau, die abends das Büro putzt? Meine Mutter.

Die Frau mit dem Kopftuch, die an der Aldi-Kasse den Verkehr aufhält, weil sie nicht einsehen will, dass sie nur eine bestimmte Anzahl von Hefewürfeln kaufen darf? Meine Mutter.

Die penetrant laute Person an der Bushaltestelle, die Sonnenblumenkerne knackt? Meine Mutter. Eine Frau, die als »Nebendarstellerin«, oft sogar als »Laiin« unserer Gesellschaft wahrgenommen wird.

Dieses Buch hilft mir, meine Mutter besser zu verstehen, und dir, Deutschland besser zu verstehen. Dieses verkommene Land voller »Asylchaos« [2](#).

Warum muss ich über meine Mutter sprechen, wenn ich Deutschland erklären will? Wenn nicht ich, ihr Sohn, dann macht das einer wie Friedrich Merz bei *hart aber fair*, und das möchte ich ihr – eigentlich uns allen – ersparen. Denn Deutschland befindet sich aktuell in einer beunruhigenden Zerrissenheit.

Ich bin eigentlich kein sehr politischer Mensch, aber das erste Mal, dass ich diese starken politischen Gefühle in mir wahrgenommen habe, war, als die AfD gegründet wurde. 2013, das Jahr, in dem ich die Gründung dieser Partei noch mit kindlicher Unbekümmertheit belächelt habe, um Jahre später

Alice Weidel im Bundestag über »Kopftuchmädchen« und »andere Taugenichtse« hetzen zu hören. Ihre Worte haben sich in mein Gedächtnis eingebrannt, und sie sind das beste Argument in Diskussionen, wenn irgendein Bastard sagt: »Hä? Aber die AfD ist doch gar nicht antidemokratisch, und rassistisch können die doch gar nicht sein, weil da so viele Kurden und Türken in der Partei sind, und die lächeln immer so schön!«

Dann kommt mein Moment: Ich lasse das »Taugenichtse«-Zitat fallen, und dann ist Ruhe <sup>3</sup>.

Das beklemmende Gefühl von damals aber, das ist heute wieder da: Merz teilt ununterbrochen gegen marginalisierte Menschen aus, die AfD gilt in Teilen Deutschlands als gesichert rechtsextrem, perfide »Remigrations«-Fantasien werden diskutiert, der Kanzler will »im großen Stil abschieben« <sup>4</sup>, Sylt entpuppt sich als sicherer Hafen für reiche Nazis.

Ich könnte an dieser Stelle noch ewig weitermachen, aber du verstehst, was ich meine. All das, was politisch in Deutschland passiert, sorgt dafür, dass meine Mutter nicht mehr nur die Sonnenblumen knackende Frau an der Bushaltestelle ist. Sie ist zum Feindbild geworden. Und mit »Taugenichtse« bin ich gemeint.

Ich schreibe dieses Buch, weil es einen Zusammenhang gibt zwischen der Tatsache, dass meine Mutter zwar Alliterationen

verwendet, sie diese aber nie wird erklären können, Alice Weidel, uns als Feindbild und meiner Hauptschulempfehlung.

Im besten Fall trage ich dazu bei, dass du, wenn du dieses Feindbild erwischst, es zerknüllst und auf den Boden wirfst – danach bitte aufheben und in der dafür vorgesehenen Mülltonne entsorgen.

Dieses Buch ist ein biografisches Werk, aber keine Biografie. Dafür bin ich viel zu jung.

Wenn du unter 30 bist, darfst du deine Biografie nur schreiben, wenn du mit Nachnamen »Wollny« oder mit Vornamen »Malala« heißt. Alle anderen, das ist meine feste Überzeugung, haben kein Recht dazu. Wenn du 28 bist, bist du weder jung noch wirklich alt. Das ist ein komisches Alter. Ich bekomme kein Kindergeld mehr, bin komplett für mich selbst verantwortlich, aber trotzdem rutscht mir ab und zu ein kindliches »Mami!« heraus.

Aber was erwartet dich dann in einer Biografie, die keine ist? Ich nehme dich mit auf eine kleine Reise durch alles, was ich in meinen 28 Jahren erlebt habe. Ich schreibe über mich, meine Sozialisation, meine Familie, über meine schulische Laufbahn und über das Land, das mir am Herzen liegt, in dem ich geboren und aufgewachsen bin – Deutschland.

## »Mama, was sind Alliterationen?«

**O**h, wie ich Deutschland liebe. Das meine ich wirklich. Es ist das Land, in dem meine Eltern bei null angefangen haben, sich alles aufgebaut und eine nette kurdische Familie gegründet haben. Wir gehören zu keinem Clan – was für eine erfreuliche Nachricht –, und das, obwohl ich an die hundert Cousins und Cousinen habe, die ich nicht alle persönlich kenne. Der eine oder andere hat vielleicht auch schon im Gefängnis gesessen. Das Potenzial für ein Familientreffen à la Abou-Chaker wäre also da, aber das passt jetzt nicht in meinen Terminkalender. Vielleicht nächstes Jahr.

Neben meiner Mutter und mir gehören noch weitere Protagonisten zu dieser Geschichte. Ich stamme zwar nicht aus einer zehnköpfigen Familie, wie das TikTok-Zitat am Anfang vermuten lässt, aber ich bin nicht allein aufgewachsen. Meine Eltern haben insgesamt vier Kindern das Leben geschenkt: zwei Mädchen und zwei Jungen – und das auch noch abwechselnd. Die perfekte Balance. Ich möchte euch diese süße Rasselbande vorstellen, damit ihr wisst, mit wem ihr es zu tun habt:

Gülistan ist die Älteste. Sie nimmt in der Familiendynamik eine besondere Rolle ein, denn alles, was ich hier erzähle, hat sie als Erste erlebt. Im Gegensatz zu meiner hat ihre Erfahrung

einen richtigen Namen, bei ihr heißt das Ganze »Eldest Daughter Syndrome«.

Sie war auch die Erste von uns allen, die eine eigene Familie gegründet hat. Sie hat geheiratet – freiwillig. Und ob man es glaubt oder nicht, das Zeitalter der arrangierten Ehen neigt sich dem Ende zu. Außerdem hat sie zwei wunderbare Kinder. Ich habe mich ehrlich gefreut, als meine Schwester ihre »bessere Hälfte« gefunden und geheiratet hat. Denn endlich wurde ihr altes Zimmer frei, und ich musste meins nicht mehr mit meinem elenden Bruder teilen.

Gülistan ist die Eiserne von uns Geschwistern, sie hat als Erste die Toleranzgrenzen unserer Eltern ausgetestet und uns anderen gezeigt, wie weit wir als Kinder gehen können. Während Gülistan bei ihrer ersten Klassenkonferenz – wir wissen bis heute nicht, was sie angestellt hat – noch das gesamte Schimpfrepertoire unserer Eltern über sich ergehen lassen musste, bekam Dilan, die jüngere Schwester, nur ein hingerotztes »Mach das nie wieder!« zu hören.

Dilan ist Schwester Nummer zwei, die nach mir Geborene. Sie ist die Frohnatur in unserer Familie, aber sie hat auch ein sehr komplexes Wesen: Sie ist umgänglich, hat aber eine fragwürdige Neigung, in wirklich unpassenden Momenten hemmungslos zu weinen. Wenn sie weint, sieht sie sehr hässlich aus. Ihr ganzes Gesicht, besonders ihre Lippen, schwillt an, und sie wird rot. Wenn sie sich kurz beruhigt, wird sie merkwürdig blass, als würde sie einen Moment innehalten, bevor die ganze Prozedur von Neuem beginnt.

Am Ende sieht sie aus wie ein Luftballon, den man ein paar Mal prall aufgeblasen und dann die Luft wieder rausgelassen hat, bis er aussieht wie ein gebrauchtes Verhütungsmittel aus Gummi. Ja, ich habe es geschrieben: Meine Schwester sieht nach einem ihrer Heulanfälle aus wie ein Kondom.

Ich habe sie gerade gefragt, wann sie das letzte Mal geweint hat, und wie aus der Pistole geschossen kam: »Gestern Abend!« Der Grund war ein kostenloses Premium-Versand-Abo bei Zalando. Als ich ihr von dem Kondom-Vergleich erzählte, drohte sie mir mit einer Anzeige und fing sofort wieder an zu weinen.

Zum Schluss kommt mein Bruder Jiyan. Er ist das einzige Kind, das nach der Jahrtausendwende geboren wurde. Als Einziger hat der verwöhnte Bengel gleich nach der Geburt die deutsche Staatsangehörigkeit bekommen. Denn nach 2000 trat das neue Staatsangehörigkeitsrecht in Kraft: Neugeborene, bei denen ein Elternteil seit fünf Jahren eine Aufenthaltserlaubnis hatte, erhielten mit der Geburt automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft.

Mein Bruder Jiyan ist der Einzige in unserer Familie, der noch nie eine »Ausländerbehörde« von innen gesehen hat, denn er wurde von Anfang an in Deutschland aufgenommen. Zumindest von der deutschen Bürokratie. Und trotzdem kann er immer noch nicht »das« und »dass« unterscheiden! Deutschland sucht sich immer die Falschen aus – der Junge gehört abgeschoben. 5

Das sind wir: Gülistan (die, die geheiratet hat), Dilan (die, die aussieht wie ein Kondom, wenn sie weint) und Jiyan (der Verwöhnte). Zwischen Gülistan und Dilan stehe ich natürlich in der Erbfolge. Unsere geschwisterliche Beziehungsdynamik ist gesund, würde ich sagen. Wir kommen gut miteinander aus. Ich würde sogar so weit gehen zu behaupten, dass wir uns gegenseitig schätzen – und vielleicht sogar lieben? Beim Schreiben des letzten Satzes hätte ich fast einen Vomitus<sup>6</sup> auf meine flache Handfläche fabriziert.

Was würde wohl passieren, wenn ich meinen Geschwistern persönlich sagen müsste, dass ich sie liebe, wenn mir schon das Schreiben darüber solche Schmerzen bereitet? Es gibt so viele Dinge, die ich lieber tun würde, als meinen Geschwistern öffentlich meine Liebe zu gestehen – zum Beispiel die kostenlosen und frei zugänglichen Toiletten am Hamburger Hauptbahnhof<sup>7</sup> putzen.

Woher kommt diese emotionale Kälte, die von mir ausgeht? Warum kann ich meinen Geschwistern gegenüber nicht einfach freundlich sein? Das fängt schon bei Kleinigkeiten an, wie Danke sagen. Wenn mein Bruder mich um eine PayPal-Überweisung bittet, weil er mal wieder knapp bei Kasse ist, und mir schreibt: »Ey, kannst du mir was schicken, ich will mit Freunden essen gehen.«<sup>8</sup>

Dann sträubt sich alles in mir, ihm nett zu antworten. Ich will ja. Ich möchte ihm schreiben: »Hä?! Ja, normal, wie viel

brauchst du? Willst du deine Freunde einladen, oder brauchst du nur was für dich?«

Ich kriege aber stattdessen nur ein böses »Samma, spinnst du, Junge?!« hin, »Seh ich aus wie die Landessparkasse zu Armhausen?! Hauptsache, jeden Tag 'nen neuen Vape in Strawberry Ice kaufen, aber kein Geld für ein anständiges Essen haben.«

Am Ende schicke ich ihm die Kohle per PayPal, aber nicht so liebevoll, wie ich es gerne getan hätte.

Ich bin kein griesgrämiger Mensch. Ich bin durchaus kommunikativ, aufgeschlossen und herzlich. Wenn mich zum Beispiel der REWE-Kassierer nach meiner Payback-Karte fragt, antworte ich meistens: »Nee, habe ich nicht – aber schließe ich gleich zu Hause ab.« Und lächle dann.

Warum kann ich das nicht auch mit meinen Geschwistern? Dass wir uns alle lieben und wertschätzen, ist für uns selbstverständlich. Aber ich glaube, dass Migra-Familien, die in Deutschland ständig auf Ablehnung stoßen, immer wieder Schockstarre und Angst aushalten müssen. Manchmal fehlt uns einfach der Raum, um unsere tiefsten Gefühle zu zeigen.

Und wie hätte es für uns einfach sein können, wenn wir uns schon als Kind im eigenen Geburtsland unsicher fühlten und uns von klein auf ständig beweisen mussten. Meine Liebe zu meinen Geschwistern zeigte sich immer darin, dass ich mich für sie einsetzte. Sei es in der Schule oder bei Behörden. Wir mussten uns gegenseitig beschützen.

Ich empfand es als Liebesbeweis, für meine Schwestern Anträge auszufüllen oder Behördenbriefe aufzusetzen. Damit war meine Pflicht getan, mehr war nicht nötig: Der Antrag auf deutsche Staatsbürgerschaft war gestellt? Mein Bruder hat sein Geld per PayPal von mir bekommen? Prima, dann sind alle glücklich.

Auch meine Schwestern haben mehr als genug für mich und die anderen getan. Wir haben uns immer gegenseitig geholfen. Aber dass wir uns in Deutschland von Anfang an beweisen mussten, hat nach und nach emotionale Gräben zwischen uns aufgerissen. Und darüber habe ich anscheinend verlernt, ihnen zu sagen, wie großartig sie sind.

Im Stillen waren wir mit uns selbst beschäftigt. Das Wohl der Familie steht bei uns an erster Stelle. Wir tragen unsere Sorgen immer gemeinsam. Das führt dazu, dass unsere Familie wie ein einziger Kopf funktioniert, während sich zwischen den einzelnen Mitgliedern eine unbeschreibliche Leere ausbreitet. Gefühle sind bei uns kein Tabuthema, aber wir waren damit beschäftigt, Deutschland zu überleben. Und jetzt, mit 28 Jahren, beginne ich zu verstehen, was uns dieser Überlebenskampf gekostet hat.

Ich will nicht den Eindruck vermitteln, dass ich immer der unterstützende »Beschützerbruder« war – ich war von den Umständen selbst oft abgefickt. Mir fallen auf Anhieb etliche Momente ein, in denen ich mir schwor, dass ich nichts mehr für meine Geschwister machen werde. Nichts Gravierendes,

sondern eher so was wie, dass jemand meine letzte Red Bull aus dem Kühlschrank ausgetrunken hat.

Trotzdem werden solche Momente zu großen Eklats. Wir blockieren uns dann gegenseitig auf WhatsApp, gehen uns aus dem Weg und wechseln kein Wort mehr miteinander. Das hält allerdings nur ein paar Wochen an. Spätestens, wenn einer etwas Wohlduftendes gekocht hat, von dem ich probieren möchte, versöhne ich mich wieder. Ich könnte bei meinen Geschwistern übrigens niemals offen kommunizieren, dass das, was sie gekocht haben, gut schmeckt – ich esse es lediglich.

Mit meinen Eltern kann meine Unfähigkeit zur Äußerung von Gefühlen nichts zu tun haben: Meine familiäre Sozialisation – meine erziehungswissenschaftliche Bewertung basiert auf dem Wissen, das ich durch *Die Super Nanny* gewonnen habe – war eine gute. Sie waren immer gut zu uns. Ihre Mittel waren begrenzt, aber sie waren immer bemüht, uns alles zu ermöglichen.

Meine Eltern sind vor über 30 Jahren nach Deutschland gekommen – beide sind in der Türkei geboren. Während meine Mutter die meiste Zeit ihrer Jugend dort verbrachte, ist mein Vater schon ziemlich früh mit seiner Familie nach Syrien ausgewandert, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse dort besser waren. Wie gesagt: Wenn ich Beef mit meinen Geschwistern habe, dann meist wegen Banalitäten, die nach kurzer Dauer vergessen sind.

Die geschwisterliche Dynamik bei meinen Eltern hingegen ist viel brisanter – »bei« meinen Eltern, nicht die geschwisterliche Dynamik »zwischen« meinen Eltern, meine Eltern sind keine Geschwister! Die Konflikte mit ihren Geschwistern basieren etwa auf Unstimmigkeiten über vererbtes Land in der Heimat. Im Grunde genommen sind sie die kurdische Version von *Game of Thrones*.

Du kannst dir vorstellen, dass meine Eltern vorbelastete Menschen sind. Sie haben viel erlebt – schon lange bevor sie in Deutschland ankamen. Wir sprechen zwar nicht oft darüber, aber ich merke es ihnen an. Das hängt auch damit zusammen, dass meine Eltern kurdische Yeziden aus der Türkei sind. Ein langer Titel und gefundenes Futter für rechte Heinis.

Wenn mich jemand früher gefragt hat, was für ein »Landsmann« ich bin, habe ich mit »kurdischer Yezide aus der Ost-Türkei, aber mein Baba ist in Syrien groß geworden, weil da war Arbeit besser« geantwortet. Später habe ich das einfach mit »scheiß Ausländer« abgekürzt – das kam besonders bei AfD-Wahlständen gut an. Aber vielen Menschen, etwa meinen Eltern, ist es wichtig zu erwähnen, dass sie Yeziden sind.

Die meisten Leute, denen ich begegne, wissen nicht, wer die Yeziden sind. Beim Yezidentum handelt es sich um eine der ältesten kurdischen Religionsgemeinschaften. Ich möchte dazu in diesem Buch zwar ungern in die Tiefe gehen, nichtsdestotrotz möchte ich einen kurzen Abriss zu den Yeziden schaffen, um die Geschichte meiner Eltern und die Entscheidungen meiner Mutter verständlicher zu machen. Und

in gewisser Weise lerne ich mit dem Schreiben dieses Buchs  
auch meine Mutter neu kennen.

## **Yeziden – der kürzeste Abriss**

Das Yezidentum ist eine monotheistische Religion. Das heißt, wie im Christentum, Islam und Judentum auch glauben Yeziden an einen Schöpfergott – eine simple, aber durchaus entscheidende Gemeinsamkeit. Seit jeher erfahren Yeziden Diskriminierung und Ausgrenzung bis hin zu systematischer Vernichtung. Zum einen liegt es daran, dass sie schon immer eine Minderheit waren. Es gibt schätzungsweise eine Million Yeziden, die vornehmlich in der Türkei, im Irak, in Syrien und Armenien beheimatet sind. Die mit 200000 Menschen größte yezidische Diaspora lebt heute in Deutschland.

Die Unterdrückung von Yeziden wird mit dem Irrglauben gerechtfertigt, dass Yeziden den Teufel anbeten. Mit der Realität hat das wenig zu tun, weil es uns nicht gestattet ist, den Namen des Teufels auszusprechen – wie gut, dass ich ihn gerade nur schreibe. Die faktisch falsche Zuschreibung zur Teufelsanbeterei rührt daher, dass Yeziden neben Xwede, also Gott, noch den Engel Tausi Melek, also den Engel Pfau, verehren.

Tausi Melek ist bei uns der siebte von sieben Erzengeln – in den zuvor genannten Religionen ist er auch unter anderen Namen bekannt. Allerdings wird er in anderen Religionen gegenüber Gott niederträchtig, wird verbannt und gilt damit als Symbol des Bösen – des Teuflischen. Im Yezidentum existiert

diese Auslegung der Geschichte nicht. Tausi Melek ist ein anderer Dude und hat nichts mit dem Teufel zu tun.

Das Yezidentum ist eine friedvolle Religion. Viele kennen sie nicht, denn die Yeziden haben seit Anbeginn ihrer Existenz um ihr Überleben gekämpft. Der oben beschriebene Irrglaube hatte zur Folge, dass Yeziden ständig der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt waren. Die Verfolgung der Yeziden reicht zurück bis ins Osmanische Reich – und sie hält bis heute an. Yeziden selbst sprechen in diesem Kontext von »Ferman«: Ferman ist ein altpersischer Begriff und bedeutet in Bezug auf die Vernichtung von Yeziden so viel wie die Anordnung, etwas Unerwünschtes zu beseitigen, weil es vermeintlich unmenschlich, bössartig sei.

Im Jahr 2014 eskalierte die Situation mit dem 74. Ferman an den Yeziden, als die Terrormiliz des sogenannten Islamischen Staates im Nordirak in yezidische Dörfer eindrang und diese unter ihre Kontrolle brachte. Insbesondere die überwiegend von Yeziden bewohnte Stadt Sindschar, im Kurdischen »Şingal« genannt, war von den Gräueltaten der Miliz betroffen, die in einem Völkermord endeten.

Bis zu 5000 Yeziden wurden am 3. August 2014 ermordet, und über 6500 Frauen und Kinder wurden entführt oder versklavt. Bis heute werden 2850 Yeziden vermisst, überwiegend junge Frauen, die Opfer von sexualisierter Gewalt wurden.

All die Gewalt, die Yeziden angetan wurde, liegt zwar in der Vergangenheit, aber in uns hat sie tiefe Narben hinterlassen. In unserer Familie sind es unsere Eltern, die dem Yezidenhass am stärksten ausgesetzt waren. Als kurdische Yeziden in der Türkei gehörten sie einer marginalisierten Gruppe innerhalb einer anderen an – eine Doppelbelastung. Die Erfahrung von Angst, Ausgrenzung und Ausweglosigkeit sind Teil der DNA unserer Familie.

## Vom »Ihr« zum »Wir«

Das erste Mal spürte ich die Traumata meiner Familie in der dritten Klasse. Wir hatten unsere erste Stunde Religionsunterricht, und neben mir gab es nur noch ein weiteres nicht deutsches, nicht christliches Kind in der Klasse: Hamza. Hamza und ich waren Verbündete. Wir haben immer die gleichen Sonderbehandlungen erhalten.

Welche Kinder in der Klasse müssen in den Deutsch-Förderunterricht? Hamza und Tahsim.

Welche Kinder erhalten eine zusätzliche Erklärung in einfacherer Sprache? Hamza und Tahsim.

Wir waren nicht die engsten Freunde, und außerhalb der Schule war der Bursche mir egal, aber in der Schule war Hamza mein treuer Gefährte. Ich war froh, dass er da war, denn die Alternative wäre für mich als einziges nicht weißes Kind wahrscheinlich gewesen: vorgeführt zu werden und signalisiert zu bekommen, dass ich anders bin und nicht dazugehöre.

Mit ihm war ich nie allein.

Zurück zur ersten Religionsstunde. Natürlich saßen wir für diesen Anlass in einem Stuhlkreis. Ich glaube ja, gleich nach dem akribischen Aufteilen von Restaurantrechnungen sind Stuhlkreise der Deutschen heiligstes Gut. Weiße Deutsche fühlen sich wohl in Kreisen: Kreisversammlungen, Kreißäle,

Landkreise, Morgenkreise, Plumpsack spielen oder Vorstellungsrunden, bei denen man sich als Tier vorstellen muss – all das machen sie gerne in Form eines Kreises. *The circle of life* etwas zu ernst genommen – eigentlich müsste Halay tanzen voll was für sie sein.

Jedenfalls saßen wir Drittklässler aufgeregt im Stuhlkreis und fragten uns, was wohl kommen würde, denn ein Stuhlkreis deutet auf etwas Großes hin. Das ist für Grundschüler wie eine MDMA im Berghain schmeißen.

Unsere Lehrerin, nennen wir sie Frau R., holte hinter ihrem Lehrerpult eine kleine Wanne hervor, die mit Wasser gefüllt war. Sie stellte sie in die Mitte des Stuhlkreises, grinste breit in die Runde und sagte andächtig: »Da wir jetzt in der dritten Klasse sind, haben wir ein neues Fach.« Dann klatschte sie herzlich in die Hände und fügte hinzu: »Wir beginnen heute mit dem Religionsunterricht.«

Die gesamte Klasse schloss sich dem Klatschen der Lehrerin an. Mein Drittklässler-Ich blickte Hilfe suchend zu meinem Sitznachbarn Hamza, der ebenfalls vor der Frage stand, was wir nun machen sollten. Ich entschied für uns und klatschte mit.

Ich klatschte mit und entschied damit, dass wir zum »Wir« gehörten, nicht zum »Ihr«. Denn in der Grundschule und im Kindergarten gab es immer ein kollektives Wir – »wir« gehen auf die Toilette, »wir« haben heute Tafeldienst, »wir« lösen das Problem alle zusammen. Aber ich wusste auch: Das Wir hört im Deutsch-Förderunterricht auf. Da gibt es nur noch das Ihr:

Hamza und Tahsim. Also klatschten Hamza und ich mit vollem Körpereinsatz mit.

Frau R. forderte die Klasse mit einer ermahnenden Handbewegung zur Ruhe auf, als sei sie Albus Dumbledore. Es wurde schlagartig still – wir waren gespannt, was der mürrische alte Zauberer nun erzählen würde. »Heute wird einer oder eine von euch in dieser Schüssel seine Füße waschen.«

Im Klassenzimmer machte sich für einen kurzen Moment erneute Unruhe breit.

»Wir wollen eine Tat Jesu nachahmen. Was das genau bedeutet, werden wir nachher gemeinsam besprechen. Aber gut, wer will sich die Füße waschen lassen?«, sagte Frau R. weiter und klatschte noch einmal kräftig in die Hände.

Ein Dutzend eifrige Arme schossen sofort in die Höhe. Hamza und ich hingegen saßen reglos im Stuhlkreis. Ich erinnerte mich daran, dass wir heute nicht »die Anderen«, nicht »das Ihr« sein wollten. Ich erinnerte mich daran, dass ich heute Teil des Wir sein wollte – nur wie?

Ich schaute erneut zu Hamza, aber der Junge war mit seinen Gedanken völlig woanders. Wie damals, als Hamza unsere Lehrerin fragte, ob er früher nach Hause gehen dürfe. Auf die Frage nach dem Grund sagte er, dass er das Staffelfinale von *Digimon* auf RTL2 nicht verpassen wolle. Daraufhin gab es ein ernstes Gespräch auf dem Flur.

Ich stieß Hamza an und bedeutete ihm, auch seinen Arm zu heben. Für den kurzen Moment, in dem wir unsere Arme in die

Höhe streckten, waren wir vollwertige Mitglieder des Stuhlkreises, des Wir.

Unsere Lehrerin bewegte sich noch immer grinsend, kreiste im Stuhlkreis umher. Ihr Blick schweifte über uns, eine Gruppe von zwanzig Kindern im Durchschnittsalter von acht Jahren, aus der sie nun ihren Auserwählten bestimmen würde. Obwohl Hamza immer noch desinteressiert wirkte, war sein Arm nach oben gestreckt.

In diesem Moment schossen mir einige Gedanken durch den Kopf: Worum geht es hier eigentlich? Was ist Religion? Habe ich eine? Hat Mama darauf geachtet, dass ich eine Religion habe? Ich hoffte darauf, dass sie sich vor meiner Einschulung darum gekümmert hat. Und wir hatten zu Hause eine ähnliche Wanne wie die, die vor mir auf dem Boden des Klassenzimmers stand.

Frau R. blieb vor Hamza stehen. Hamza, mein Bruder, war der Auserwählte, dem die Füße gewaschen werden sollten. »Hamza?«, fragte die Lehrerin. »Möchtest du als Erster der Klasse zeigen, was wir heute vorhaben?«

»Ähm ...«, begann Hamza.

In meinem Kopf drohte eine gestresste Stimme: »Bau jetzt bloß keine Scheiße, Junge. Zeig ihr, dass sich der Deutsch-Förderunterricht gelohnt hat. Zeig ihr, dass wir dazugehören, und lass dir verdammt noch mal die Füße waschen!«

Hamza hatte sich gefangen und antwortete: »War Jesus ein Muslim? Weil wenn ja, dann kann ich das machen – kein Problem.«

Ich hatte nicht den blassesten Schimmer, was er damit meinte, denn er hatte Wörter verwendet – Muslim? Jesus? –, die ich nicht kannte. Und spätestens jetzt solltest du wissen, wie wenig ausgeprägt meine religiöse Identität zu diesem Zeitpunkt war.

Unsere Lehrerin lachte kurz irritiert auf und fragte: »Was meinst du, Hamza?«

Hamza antwortete für einen Achtjährigen erschreckend differenziert: »Ich bin Muslim, aber Sunnite, nä. Also ich bin ein sunnitischer Muslim.«

Auch ich war von Hamza und der Klarheit seiner Antworten überrascht. Er hatte noch mehr Worte benutzt, deren Bedeutung ich nicht kannte. Frau R. ließ Hamzas Statement unkommentiert und wandte sich zu mir: »Wie wäre es mit dir, Tahsim?«

Dass Hamza nicht auf Anhieb der Fußwaschung zustimmte, hatte mich verunsichert. Denn bisher hatten wir alles zusammen gemacht. Egal, was mich von meinen weißen deutschen Mitschüler\*innen unterschied, Hamza war an meiner Seite, und er war wie ich. Deswegen konnte ich nicht ohne Weiteres zustimmen, ich musste mich an unseren Kodex halten: Hamza und ich machten nur beim Wir mit, wenn wir beide dabei sein konnten. Ansonsten blieben wir weiterhin Ihr – dafür aber gemeinsam.

Die Lehrerin wartete auf meine Antwort. Hamza wirkte derweil immer noch desinteressiert. Vielleicht musste ich ein Opfer für Hamza und mich bringen. Vielleicht hatte Hamza

gerade die Chance für uns zwei vertan, wahrhaftig zur Stuhlkreis-VIP-Lounge dazuzugehören.

Ich fokussierte mich einen kurzen Moment, wandte meinen Blick von Hamza ab, schaute Frau R. in die Augen und sagte entschlossen: »Wasch mir meine Füße wie Jesus!«

Die Augen der Lehrerin leuchteten auf, als hätte sie meine Seele persönlich vor dem gerettet, dessen Namen ich nicht aussprechen darf, und sie stieß ein jubelndes »Oh, Tahsim – wie toll!« aus.

Ihre Reaktion genügte mir als Bestätigung dafür, dass ich die richtige Entscheidung getroffen hatte. Sie schien hochofrenut über meine Antwort, und ich hoffte auf eine gute Note im Halbjahreszeugnis.

Frau R. bat mich, Socken und Schuhe auszuziehen. Während ich versuchte, die Schnürsenkel meiner Deichmann-Sneaker zu lockern, packte Hamza meine Schulter und war plötzlich wieder voll im Geschehen: »Tahsim ist auch Muslim, wie ich!«, sagte er und zerstörte damit die fröhliche Stimmung.

Ich musste die Stimmung, die Situation retten. Schließlich machte ich das für uns zwei, um zu beweisen, dass wir mehr waren als zwei »Schwarzkopf-Kinder« in dieser angeblich sonst so geordneten deutschen Klasse. »Nein!«, stoppte ich Hamza und sagte selbstbewusst: »Ich darf meine Füße ins Wasser halten, weil ich bin nicht das, was Hamza meint – ich bin kein Ausländer.«

Ich dachte allen Ernstes, Frau R. wäre unwissend genug, um mir diese Geschichte abzunehmen. Stattdessen verschränkte sie die Arme, setzte einen misstrauischen Karen-Blick auf, und ich wusste, dass meine Rettungsmaßnahme »Turn from Ihr to Wir by washing your Füße like Jesus« fehlgeschlagen war. »Hamza und Tahsim«, sagte sie in einem strengen Ton, »kommt ihr bitte einmal mit vor die Tür?«

Während sie die Tür anlehnte, rief sie ins Klassenzimmer: »Niemand berührt die Wanne. Mareike, du sorgst bitte für Ruhe.«

Wir folgten unserer Lehrerin aus dem Klassenzimmer hinaus und setzten uns auf eine kleine Holzbank. Unsere Lehrerin blickte auf mich herab und fragte: »Tahsim, welcher Religion gehören deine Eltern an, weißt du das? Hamza zum Beispiel ist Muslim, und ich bin evangelisch. Es gibt verschiedene Religionen, kennst du deine?«

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Ich glaube, meine Religion ist Oldenburg, ich wohne ja hier.«

Ich sah aus dem Augenwinkel, wie Hamza enttäuscht über mich den Kopf schüttelte. Damals hatte ich in wenigen Minuten so viele Wörter gehört, die mir unbekannt waren: Religion, Muslim, Sunnit, evangelisch. Ich hatte tatsächlich keine Ahnung, was das Konstrukt Religion bedeutete oder ob und welcher Religion ich angehörte. Dabei bin ich zwischen Yeziden aufgewachsen und kenne seit meinen Kindertagen yezidische Riten und Feiertage. Dennoch konnte ich von meinem Aufwachsen keine Anhaltspunkte zu meiner Identität ableiten.

Ich war nicht in der Lage, eine klare Antwort wie Hamza zu liefern, mit der Frau R. zufrieden gewesen wäre.

Gehörte ich nun allein zum »Ihr«, und war Hamza plötzlich zum »Wir« geworden? Musste ich nun allein zum Deutsch-Förderunterricht? Wieso hatte ich keine Religion, und warum hatten Mama und Baba mir nichts gesagt?

Kurzerhand entschied Frau R.: »Wir rufen deine Mutter an.«

Ich war beruhigt. Meine Mama würde das Problem mit Sicherheit lösen können. Sie würde Frau R. mitteilen, dass ich ein Muslim wie Hamza war. Oder ich gehörte auch zu diesem Jesus. Mir war jede Antwort meiner Mutter recht, Hauptsache, ich hatte eine Religion.

Die Lehrerin verschwand kurz im Klassenzimmer und ließ Hamza und mich allein auf dem Flur stehen. Ich hatte noch nie so eine Enge zwischen uns gespürt, ich fühlte mich ihm gegenüber schuldig. Als die Tür ins Schloss fiel, richtete Hamza seinen Blick direkt auf mich:

»Junge, bist du bescheuert? Oldenburg ist eine Stadt und keine Religion. Wie hohl kann man sein?«

Ich kannte Hamza als ruhigen und unbekümmerten Typen. Wenn er sich so für ein Thema interessierte, wusste ich, dass es wichtig sein musste. Ehe ich zu meiner Verteidigung ausholen konnte, war unsere Lehrerin mit einem Zettel und einem Handy in der Hand aufgetaucht.

Nachdem sie eine Nummer in die Tasten gehauen hatte, hielt sie es ans Ohr und nahm einige Schritte Abstand, um ungestört sprechen zu können. Durch die Glasscheibe in der Klassentür konnte ich Mareike sehen, wie sie wild gestikulierte und auf die kleine Wanne zeigte. Ich verabscheute sie und war mir sicher, dass sie mit den anderen in unserer Abwesenheit finstere Pläne schmiedete.

Ich hörte, wie meine Lehrerin mit meiner Mutter telefonierte. Es fielen Wörter wie »Unterricht« und »Nachahmung«. Das Gespräch schien gut zu verlaufen, denn das Grinsen meiner Lehrerin kehrte auf ihr Gesicht zurück. Außerdem brachte sie alle fünf Sekunden ein atemloses »Ja, ja« hervor.

Meine Mutter beruhigte das Gemüt von Frau R. scheinbar und löste bei mir aus der Ferne ein wohliges warmes Gefühl aus, wie heißer Çay bei Halsschmerzen.

Frau R. beendete das Gespräch, klatschte wiederholt gut gelaunt in die Hände und verkündete: »Es ist alles in Ordnung, Tahsim. Du kannst mitmachen!«

Einen Moment später saß ich wieder im Klassenzimmer. Diesmal mit nackten Füßen in der kleinen Wanne. Das Wasser war kalt, und mein Gesicht war heiß. Es glühte. Ich verstand noch immer nicht recht, was passierte.

Frau R. fragte die Klasse: »Wer möchte Tahsim die Füße waschen?«

Mein Gesicht brannte inzwischen. Ehe ich mich versah, sprang Mareike von ihrem Stuhl auf wie ein besessenes

Löwenjunges, das seit Wochen nichts mehr gefressen hatte: Sie hatte auf genau diesen Moment gewartet. Und dann ging es schneller als gedacht: Sie packte meine Füße und massierte sie.

Die Klasse war ein Meer aus Gelächter. Hamza hingegen ließ den Kopf hängen, als hätte ich ihn betrogen.

Frau R. sah zufrieden aus und erklärte uns am Ende der Doppelstunde, dass wir die Fußwaschung von Jesus an seinen Aposteln beim letzten Abendmahl nachgespielt hatten.

Es war ein ereignisreicher Tag für mich gewesen: Ich hatte Jesus gefunden, meine Lehrerin hatte mir eine Religion geschenkt, und mir waren die Füße gewaschen worden. Und obwohl oder vielleicht gerade deshalb, weil sich nichts jemals so falsch angefühlt hatte, war ich stolz auf das, was ich für Hamza und mich erreicht hatte.

Zu Hause angekommen, ließ ich meinem Stolz freien Lauf. Zuerst eilte ich zu der Frau, der ich mein Glück zu verdanken hatte. Der Frau, die mir über das Telefon den Weg zu Jesus geebnet hatte: »Danke, Mama, das war so gut«, sagte ich meiner Mutter, die gerade im Wohnzimmer an der Nähmaschine arbeitete. Mein Baba saß daneben und zappte mit der folierten Fernbedienung durch das kurdisch-türkische Fernsehprogramm.

»Schule war gut?«, fragte meine Mama auf Kurdisch nach.

Voller Freude antwortete ich: »Ja, ich bin jetzt ein Freund von Jesus. So wie du es wolltest.«

Den kurdischen Namen von Jesus, *Isa*, kannte ich nicht. Aber der Name des christlichen Gottessohnes reichte völlig aus. Denn meine Eltern kennen nicht viele berühmte Leute, genau genommen vier: Jesus, Prinzessin Diana, Michael Jackson und Diego Maradona. Was sagt uns das? Kanaken-Eltern mögen es, wenn Berühmtheiten eine steile Karriere haben und auf dem Höhepunkt ihres Weges abstürzen und bitterlich sterben.

Meine Mutter hörte umgehend auf zu nähen, und Baba stellte sofort den Ton des Fernsehers ab. Beide schauten mich an. Kurz hoffte ich, dass dies ein Moment der emotionalen Verbundenheit sein würde, der Moment, in dem der Sohn seinen Eltern verkündete, dass er zu Jesus gefunden hatte.

Meine Hoffnung wurde von meinem Baba unterbrochen, der müde brummte: »Was hast du gesagt?«

Noch recht fröhlich antwortete ich: »Ich habe heute in der Schule meine Füße waschen lassen. Mama hat gesagt, ich darf das.«

Dabei lächelte ich meine Mama an, die mein Lächeln mit gerunzelter Stirn erwiderte. Mehr ungläubig als wütend fragte sie: »Ich habe was gesagt, du Sohn eines Esels?«

Ich versuchte, mich zu erklären, und sagte: »Ich sollte mir heute in der Schule die Füße waschen lassen, aber Hamza hat gesagt, das geht nicht, weil wir Muslime sind. Die Lehrerin wollte dann von mir wissen, welcher Religion ich angehöre, aber ich konnte es nicht sagen, weil ich gar nicht weiß, was eine Religion ist. Und dann hat sie dich angerufen, und du hast

gesagt, ich soll mir die Füße waschen lassen, wie einer der Apostel von Jesus.«

Baba wendete den Blick von mir ab, schüttelte fassungslos den Kopf und schaltete die Lautstärke des Fernsehers wieder hoch – lauter als zuvor. Er widmete sich erneut dem Fernsehprogramm, murmelte aber leise vor sich hin.

Meine Mutter hatte ihre Nähmaschine längst vergessen und schien nun bestürzt zu sein über die Unwissenheit ihres Sohnes – mich: »Tahsim, du wirst doch wohl wissen, welche Religion wir haben? Wer ist Xwede? Wer ist Tausi Melek?! Tagtäglich schmeißt du mit diesen Begriffen um dich, aber plötzlich weißt du nichts mehr damit anzufangen? Oh, *Tövbe, Tövbe*, Gott, verzeih mir ...«

Im Alltag schwören wir gerne auf Tausi Melek, um damit so ziemlich allen möglichen Aussagen Ernsthaftigkeit zu verleihen. Ich hatte es immer schon so gemacht, weil es zu Hause alle taten. Allerdings war ich nie auf die Idee gekommen, dass mein alltäglicher Sprachgebrauch und meine religiöse Zugehörigkeit zusammenhängen könnten.

Meine Mutter musste mir angesehen haben, dass ich mich in einem Gedankenkarussell befand, und bat mich zu sich auf die Couch: »Du glaubst nicht an Jesus, und du bist auch kein Muslim. Daran glauben viele andere Menschen, und das ist auch gut so. Egal, wem du im Leben begegnest, verurteile niemals andere dafür, woran sie glauben. Genau das macht

dich zu einem Yeziden. Das Yezidentum ist deine Religion. Eines der obersten yezidischen Gebote ist unsere Bitte an Gott, erst alle anderen Menschen in der Welt zu schützen und dann uns. Sei gut zu den Menschen, Tahsim.«

Ich hatte nach dem eindringlichen Monolog meiner Mutter zwar verstanden, dass ich anders als Hamza und meine Lehrerin Yezide bin und dass unsere Religion mich zu einem guten Menschen machen sollte, vor allem, indem ich ein guter Mensch für andere war. Es waren aber noch Fragen offen:

»Wieso hast du dann aber meiner Lehrerin gesagt, ich dürfte wie Jesus sein?«

Meine Mutter widmete sich wieder ihrer Nähmaschine. »Das habe ich nicht gesagt, Tahsim. Sei nicht albern. Ich habe es nur nicht verstanden. Ich dachte, das sind normale Schularbeiten, aber die Deutschen waschen den Kindern in der Schule die Füße. Denken die, ich kann das nicht zu Hause machen?«

Ich versicherte mich noch mal: »Du hast sie also nicht verstanden?«

Sie schüttelte den Kopf: »Nein, und jetzt geh bitte deine Hände waschen, es gibt gleich Essen.«

Ich saß noch einen Moment lang auf der Couch und dachte über den Tag nach: Mareike hatte mir die Füße gewaschen, weil meine Mutter der Lehrerin am Telefon nicht mitteilen konnte, welcher Religion wir angehören.

In diesem Moment erst verstand ich, dass meine Mutter kein Deutsch spricht und das Konsequenzen für mein Leben haben würde.

### **Aa || Alliteration**

[aˌlɪteʁaˈt͡si̯oːn]

Die Alliteration (lat. für ›ad‹ = ›zu‹ und ›littera‹ = ›Buchstabe‹) ist ein rhetorisches Stilmittel, bei dem zwei oder mehrere aufeinanderfolgende Wörter den gleichen Anfangsbuchstaben bzw.

Anlaut haben:

**Angst, Andersartigkeit, Abfälligkeit**

## »Mama, was ist eine Metapher?«

**E**rst wenn du einmal mit deinen Großeltern zusammengelebt hast, nehme ich dich ernst. Das sind meine Leute. Leute, die mal mit Oma und Opa unter einem Dach gelebt haben und sich ein WC mit ihnen geteilt haben – die kennen das wahre Leid des Lebens.

Ich bin mit meinen Großeltern mütterlicherseits aufgewachsen, und es war nicht so, wie die meisten Leute sich das vorstellen. Die ersten Assoziationen mit Oma und Opa sind oft wohlwollende – Assoziationen von lehrreichen Beziehungen, in denen Apfelkuchen gebacken wird.

Bei mir war das nicht so. Meine Großeltern haben mich gehasst – okay, das klingt jetzt hart, aber ich war nicht der Liebling. Und ganz ehrlich: Ich kann es ihnen nicht übel nehmen. Sie hatten eine Gruppe von Enkelkindern zu betreuen, die der Größe einer Schulklasse glich. Da ist es völlig legitim, dass sie mit der gerechten Verteilung der Liebe nicht ganz hinterherkamen.

Meine Mutter hat neun Geschwister – also eine kurdische Kleinfamilie. Und von denen haben alle im Schnitt noch mal drei Kinder, das heißt, ich hatte 27 Cousins und Cousinen, die allesamt Aufmerksamkeit von Oma und Opa wollten. Ich war so

schlecht darin, die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, dass mein Opa mich »Orhan« nannte. Er dachte, »Orhan« passt auch.

Wir wohnten mit meinen Großeltern in einem Block. Meine Familie und ich lebten im obersten Stockwerk und gleich unter uns Oma und Opa – zusammen mit einem meiner Onkel, der damals noch unverheiratet war.

Ich mochte meinen Onkel sehr gerne, weil er so untypisch war. Er versuchte nicht wie alle anderen, den Schein aufrechtzuerhalten, dass alles perfekt war. Das ist ein kleines Problem in unserer Mentalität: Alle sind darum bemüht, nach außen Unverwundbarkeit und Prestige auszustrahlen:

»Duygu, wie geht es deinem Sohn?«

»Hamdulillah, er studiert jetzt Englisch.«

Und insgeheim ist der besagte Sohn, also ich, schon mehrfach durch den TOEFL-Test gefallen, der ein Englischstudium überhaupt erst ermöglicht.

Aber mein Onkel hatte keine Angst, mit dieser ungesunden Gewohnheit zu brechen. Er war bereit, Schwäche zu zeigen und über Probleme zu sprechen. Er verbrachte gerne die Abende mit uns, er war laut und lachte viel. Zwischendurch verschwand er für ein paar Tage, weil er sein Leben in vollen Zügen genoss. Ich fand das gut. Da mein Onkel ein ruhiges Gemüt hatte, verlangte er nicht viel von mir.

Mein Opa hingegen war da anders. Ich stand jederzeit für seine Hofdienste zur Verfügung. Mein Großvater war ein

respektabler Mann, ein Mann mit Haltung und von Format, er hatte etwas Majestätisches an sich. Er war der Typ Mensch, dem du ansiehst, dass er viel erlebt hat. Sein faltiges Gesicht erzählte eine Geschichte. Ich wusste nur nie, welche. Ich glaube, das wusste niemand so genau – außer ihm selbst.

Im Block war er eine Autorität. Wenn es Streit gab, kamen die Leute zu ihm, damit er schlichtete. Wenn jemand knapp bei Kasse war, half er, so gut er konnte. War jemand krank, gab er Rat. Er war eigentlich wie Prinzessin Diana, nur ein bisschen anders: Er füllte den Raum nicht nur mit seinem Charisma, sondern auch mit Rauchwolken.

Das war auch die erste Aufgabe, die ich für ihn übernahm: Zigaretten besorgen. Als ich für meinen Opa die erste Schachtel Zigaretten kaufte, war ich sechs Jahre alt. Damals ging das noch problemlos ohne Altersnachweis an den Automaten direkt zwischen unserem Block und dem Spielplatz.

Natürlich kamen meinem Opa irgendwann politische Entscheidungen in die Quere, und es war vorerst nur mit einem deutschen Personalausweis möglich, Zigaretten aus dem Automaten zu ziehen. Glaubst du, dass mein Opa so einen Ausweis hatte? Natürlich nicht. Und da fing die strukturelle Benachteiligung an: Unsere Familienmitglieder konnten nicht mehr entspannt rauchen, weil wir Kinder nicht mal mehr Kippen für sie kaufen konnten. Aber mein Opa wurde kreativ: Alles, was er tun musste, war, ein kleines Post-it zu ziehen und seine Unterschrift drauf zu setzen.

»Orhaaan!«, rief mich mein Opa mit seiner rauchig derben Stimme.

Ich reagierte auf den falschen Namen wie auf ein Kommando und eilte zu ihm. Er händigte mir das Post-it aus, und ich wusste, was ich zu tun hatte.

Der Wohnblock, in dem wir lebten, war einer von vielen in der Gegend. In dieser Gegend von Oldenburg war weit und breit kein Einfamilienhaus und kein Reihenhauses zu finden. Nur Wohnblöcke in allen erdenklichen Farben. Einige waren kürzlich neu angestrichen worden, andere waren heruntergekommen und mit Vogelkot übersät. Wieder andere waren gar nicht sichtbar, weil sie schon seit geraumer Zeit mit Baugerüsten verhüllt waren. Nichts erschien einheitlich, alles war ein einziges Durcheinander ohne Konzept.

Neben den Wohnblöcken gab es eine Wiese und einen Spielplatz, der sich in der Mitte der Wohnhäuser befand. Außerdem gab es einen Supermarkt, eine Anlaufstelle des Deutschen Roten Kreuzes, bei der wir uns monatlich kostenlos Kleidung abholen konnten, eine Tafel, die Essen verteilte, und ein Kulturzentrum.

Wir bewohnten eine Landschaft aus Gerüsten und Sand. Jeder kannte jeden. Die Mehrheit der Familien war kurdisch, türkisch, russisch oder arabisch. Weiße Deutsche gab es hier kaum. Wenn es welche gab, lebten sie abgeschottet von uns. Die Zusammensetzung unserer Nachbarschaft, die eine

Konsequenz politischer Entscheidungen war, glich einer illegalen Müllentsorgung im Ausland: Hier wurde nicht fein säuberlich getrennt, sondern wir alle waren auf einen Haufen geschmissen und uns selbst überlassen worden.

Weißer Menschen mit Suchterkrankung lebten hier neben behinderten Menschen und uns – Menschen mit Flucht- und Migrationsgeschichte. Unsere Gemeinsamkeit bestand auch darin, dass wir alle wenig Geld und noch weniger Einfluss auf die politischen Entscheidungen hatten, die uns an diesen Ort verbannt hatten. Während meiner Zeit dort habe ich diese Strukturen nicht wahrgenommen. Wie auch, ich war ein Kind.

Meine Kindheit in der Gerüstlandschaft war schön und ausgelassen. In den Sommerferien nutzten wir bis spät in den Abend jede freie Minute, um auf der Wiese und dem Spielplatz zu spielen. Dass im Sandkasten oder auf dem Rasen benutzte Spritzen, leere Plastiktütchen oder Schnapsflaschen zu finden waren, interessierte uns nicht sonderlich. Wir entsorgten die Spritzen im Mülleimer auf dem Spielplatz und spielten weiter – wirklich ekelerregend, wenn ich heute darüber nachdenke, und äußerst überraschend, dass Covid-19 nicht hier entstanden war.

Für uns gehörten diese kleinen Schönheitsfehler dazu. Ich hatte gelernt, allen Menschen in der Nachbarschaft mit Respekt und Wertschätzung zu begegnen – auch jenen, die suchtkrank waren.

Wenn im Sommer auf der großen Wiese gegrillt wurde und alle ihre kleinen billigen Blechgrille auspackten, wurde immer nach Kohle und Paprikamark duftendes Hähnchenfleisch

verteilt. Dazu reichten wir Radieschen und *Kisir*, einen Bulgursalat. Die Nachbarn, denen die Arbeit der vorherigen Nacht ins Gesicht geschrieben stand, freuten sich über diese Geste.

Auch wenn unsere Last uns unterschied, verband uns dieser Ort, in den wir gemeinsam eingepfercht worden waren. Hier waren die Wohnungen günstig, es gab keine Gymnasien in der Nähe, keine Sportvereine, keine Feinkostgeschäfte, keine Reiterhöfe. Es gab nichts, was Geld kostete, das hier eh niemand hatte. Was wir hatten, waren die große Wiese und der Spielplatz, auf dem wir Kinder spielten und die Gebrochenen Drogen konsumierten. Unsere Leben waren stets umgeben von den Häuserblocks, die uns wie eine Mauer schützten – oder das, was hinter ihnen lag, vor uns schützte.

## Spenden für den Klimawandel

Ich erinnere mich an ein Ereignis, das mich dazu veranlasste, die Nachbarschaft zu erkunden. In unserer Wohngegend gab es ein Geschwisterpaar: Baran und Berivan, ein Junge in meinem Alter und seine jüngere Schwester. Damit du es weißt: Kurden neigen dazu, ihren Kindern Namen mit demselben Anfangsbuchstaben zu geben – lange vor den Kardashians.

Auf der Wiese erzählte Berivan stolz, wie sie es in die Regionalzeitung unserer Stadt geschafft hatte. Sie zeigte uns einen Artikel, der über eine Gruppe Erstklässler berichtete, die Geld für ein Tierheim gesammelt hatten. Neben dem Artikel befand sich ein Bild, auf dem die Schüler stolz in die Kamera blickten. In der Mitte des Bildes stand ein älterer Herr, der von der Klassenlehrerin einen Sack mit Geld überreicht bekam.

Berivan berichtete stolz davon, dass ihre Klasse Spendengelder gesammelt hatte – durch Kuchenverkauf, durch Flohmärkte, aber auch durch das Sammeln von Spenden an Haustüren. Der Erlös ging an das Tierheim der Stadt.

Baran witterte seine Chance auf Reichtum und hakte bei seiner Schwester nach: »Wie geht das mit der Tür?«

»Wir haben so eine Dose von der Lehrerin bekommen, und wir haben Bilder gemalt. Ich habe zum Beispiel eine Katze gemalt, wegen dem Tierheim, weißt du? Das Bild hat meine Lehrerin laminiert«, erklärte Berivan.

»Ja, okay, aber wie bekommt man das Geld?«, fragte Baran mürrisch.

»Ist doch klar: Du klingelst, dann machen die Almans die Tür auf. Die sehen dann die Dose und das Bild – das muss laminiert sein. Ja, dann erklärst du alles, und dann geben sie dir Geld, nä.«

»Wie viel habt ihr gesammelt?«

»Viel. Ich glaube, bestimmt 50 Euro. Die Häuser, wo ein Mercedes steht, haben am meisten gegeben, ich schwöre«, sagte Berivan lachend und erfreute sich weiter an ihrem Bild in der irrelevantesten Zeitung der Welt.

Plötzlich wollte Baran seine Schwester loswerden: »Berivan, geh nach Hause. Baba sucht dich bestimmt schon. Ich komme auch gleich.«

Sie stand auf, warf ihr Haar über die Schulter und rannte nach Hause.

Ich saß im Schneidersitz auf der Wiese, pflückte Gras und schaute in Barans Gesicht, der scheinbar einen Plan schmiedete.

»Ey, das machen wir auch!«, rief er.

»Was machen wir?«, fragte ich.

»Junge«, sagte Baran, »die Almans geben uns Geld. Wir sagen wie Berivan, wir sammeln für das Tierheim, und dann behalten wir das Geld!«

»Aber wir haben kein Laminiergerät«, sagte ich.

Baran erwiderte voller Überzeugung:

»Hä, ist doch egal! Wir machen es ohne. Mal was, einen Hund, die lieben Hunde noch mehr als ihre Kinder, weißt du. Ich hole von zu Hause ein Sparschwein. Hayde, bis gleich.«

Zu meiner Verteidigung: Die Idee kam nicht von mir, aber ich wollte auch kein Spielverderber sein. Also freundete ich mich mit dem Plan an, schließlich waren wir jung und brauchten das Geld.

Um unserem Projekt die nötige Glaubwürdigkeit zu verleihen, malte ich einen Hund, wie Baran es empfohlen hatte. Baran holte von zu Hause eine Spardose, die ein Werbegeschenk war, und wir konnten loslegen. Ich ging davon aus, dass wir in unserem Block bleiben und dort die Haushalte abklappern würden, aber Baran versicherte mir:

»Nein, die kennen uns hier alle. Wir müssen dahin, wo normale Deutsche wohnen – keine Ausländer, keine Almans von hier. Solche, die ein Haus haben – mit eigenem Parkplatz.«

Wir gingen zum Supermarkt, der sich am Rand der Gerüstlandschaft befand. Der Markt lag an einer stark befahrenen Hauptstraße. Ab hier wusste ich nicht mehr weiter. Den Supermarkt kannte ich in-und auswendig vom Einkaufen mit meiner Mutter. Aber was sich auf der anderen Straßenseite befand, wusste ich nicht.

Wir überquerten die Straße und liefen über den Friedhof. Verunsichert fragte ich: »Was machen wir hier, Baran?«

Der entgegnete mir gelassen: »Wir gehen zu den Deutschen.«

»Ja, aber die sind doch alle tot hier«, sagte ich und deutete auf die vorbeiziehenden Grabsteine – denn Baran lief wirklich schnell, und ich musste gewissermaßen hinterherrennen.

Es dauerte nicht lang, bis wir ein kleines Tor auf der anderen Seite des Friedhofs erreichten. Wir gelangten auf einen kleinen Kiesweg, der uns direkt in eine Wohnsiedlung führte. Keine wie unsere. Diese Siedlung hatte nichts mit der Gerüstlandschaft gemein. Hier war alles sauber und geordnet – es gab Neubauten in allen Variationen. Einige sahen aus wie sterile Arztpraxen, andere erinnerten hingegen an spanische Fincas oder Bauernhäuser. Sie waren dicht aneinandergereiht. Alles wirkte sortiert, die Vorgärten sahen makellos aus, und es lag weit und breit keine Spritze oder Bierflasche rum. Jeder Grashalm war akkurat auf dieselbe Höhe gemäht, vor jedem Haus stand ein Auto. In einigen Gärten war der Rasensprenger an, um den Pflanzen bei der Hitze genügend Wasser zu verschaffen. Einfach alles hatte hier seine Richtigkeit.

Das einzige Chaos waren Baran und ich – wir passten nicht ins Bild. Für einen kurzen Moment schauten wir uns voller Ehrfurcht um. Aber wir fingen uns schnell, denn vor uns lag eine große Aufgabe: Deutsche betrügen.

»Baran«, fragte ich, »was machen wir jetzt?«

Baran schaute mir ernst in die Augen und antwortete: »Also, guck mal, ich klinge, und du redest, tamam?«

Ich entgegnete: »Halt dein Maul, Junge. Du musst auch reden. Ich weiß nicht, wie das geht.«

Er versuchte, mich zu beruhigen: »Vertrau mir, Bruder, du kannst besser Deutsch, lo. Sag einfach, das ist für die Tiere und für den Klimawandel oder so.«

In meinem Kopf ging ich den Text wieder und wieder durch: für die Tiere. Für den Klimawandel. Tiere und Klimawandel. Dann standen wir vor einer grauen Tür, darauf ein Willkommensschild: »Hier wohnen Jochen, Britta, Lia und Dixon«. Wir richteten uns auf, ich strich mir über mein T-Shirt, packte mein Hundebild aus und strich es ebenfalls glatt.

»Bereit?«, fragte Baran.

»Bereit!«, antwortete ich.

Auf das Geräusch der Türklingel folgte schlagartig ein lautes Hundebellen. Ich wurde nervös. Wir hörten durch die Haustür, dass mit einem Schlüssel das Schloss entriegelt wurde. Ein Mann in Hemd und Chino stand vor uns. Das war wohl ein Jochen.

»Hallo?«, der Mann guckte etwas verwundert. »Wie kann ich euch weiterhelfen?«

Das war mein Einsatz: Ich sortierte meine Gedanken und schoss los: »Ja, Moooin«, sagte ich unnötig laut. »Wir sind von der Schule hier. Also, die Schule hat uns gesagt, wir sollen kommen. Wir sammeln Spenden.«

Das war gut. Ich machte das bisher gut. Baran grinste und streckte den Arm, an dessen Ende er das Sparschwein hielt, weit in Jochens Richtung aus.

»Wofür werden die Spenden gesammelt?«, erkundigte sich Jochen.

Ich antwortete unsicher: »Für Tiere, also für das Tierheim. Also unsere Schule macht das für das Tierheim hier, und wir helfen den Tieren, und wir machen das für den Klimawandel.«

Jochen lachte: »Für den Klimawandel?«

Warum stellte der so viele Fragen? »Ja, genau«, antwortete ich, »ich habe auch extra dieses Bild gemalt, aber das ist leider nicht laminiert. Uns sind die Tiere wichtig.«

Ich rang nach Argumenten und sah noch mal auf das Namensschild an der Haustür: »Für Dixon machen wir das – damit es anderen auch so gut geht wie Dixon bei euch.«

Ich war sicher, mit seinem Hund seine Schwachstelle erwischt zu haben.

»Woher kennt ihr denn Dixon? Seid ihr von hier? Sicherlich nicht?«, sagte er und lachte dazu selbstsicher.

Ich lachte mit. Vielleicht ein wenig zu hysterisch und aufgesetzt. »Ja«, stammelte ich, »wir sind von hier, wir sind nur fünf Minuten hierhergelaufen. Und wir kennen Dixon nicht, aber er hat doch gerade gebellt, oder? Ist Dixon ein Junge oder Mädchen? Darf ich mal streicheln?« Ich machte meine Sache gut, ich dachte wie ein Deutscher.

»Streicheln?«, fragte der Jochen. »Dixon ist mein Sohn!«

Ich blickte zu Baran, auf dessen Grinsen ein Lachanfall zu folgen drohte. Doch der Mann nahm ihm diese Last ab und begann als Erster, lauthals zu lachen. Baran und ich schlossen uns an.

»Ihr beiden seid mir ja welche – ist eine gute Sache, die ihr da macht«, sagte der Jochen. Er holte von einem Beistelltisch

direkt neben der Tür seine Geldbörse, zückte einen Fünf-Euro-Schein und schob diesen in den Schlitz des Sparschweins.

Baran und ich bedankten uns und zogen schnell weiter. Der Jochen rief uns freudig hinterher: »Gleich ein Haus weiter wohnt Jerome. Da könnt ihr auch mal klingeln. Absoluter Tierfreund, der Jerome, der wäre begeistert. Viel Erfolg, Jungs!«

Baran und ich tauschten kein Wort miteinander. Wir standen unter Strom und waren verwundert darüber, dass unser Plan aufging.

Wir klingelten bei Jerome und an zehn weiteren Türen. Die Reaktionen überall gleich: Uns wurde mit Überraschung begegnet. Am Ende spuckte das Sparschwein 50 Euro aus, wovon wir uns die restlichen Sommerferien so viele Eiskugeln, bunte Tüten und Yu-Gi-Oh!-Karten kauften, wie es nur ging.

Meine heutige Erkenntnis aus dieser Geschichte ist aber, dass mir dieses Geschehnis gezeigt hat, wo Baran und ich hingehören. Von der letzten Haustür bis zur großen Wiese, wo uns ein betrunkenener, pöbelnder Mann erwartete, waren es kaum mehr als fünf Minuten Fußweg. Trotzdem lebten wir in einer anderen Welt, in der es keine Vorgärten und keine Neubauten gab, nur heruntergekommene Häuserblocks und eine große Wiese.

Der Mann hatte recht gehabt, als er gesagt hatte, dass wir nicht aus seiner Siedlung – »nicht von hier« – sind. Aber ist es nicht erstaunlich, dass die Worte »nicht von hier« für

Menschen gelten können, die im gleichen Land, in der gleichen Stadt und im gleichen Bezirk wohnen? Ist es nicht erstaunlich, dass Menschen mit Geld und Menschen ohne Geld nur fünf Gehminuten voneinander entfernt leben können?

## Sonnenblumen durchbrechen den Asphalt

Der Kiosk an unserer Ecke wurde von einer alten russischen Dame betrieben. Wir kannten uns von meinen Kioskbesuchen. Ich legte ihr das von meinem Großvater unterschriebene Post-it auf den Tresen, über den ich gerade so hinwegsehen konnte, und legte sofort den Fünfer dazu, den mein Opa mir gegeben hatte.

Die Dame rückte ihre Brille mit den breitesten Rändern der Welt zurecht und betrachtete kurz das Post-it. Wortlos wandte sie sich dem Tabakschrank zu und holte mir eine Marlboro Red heraus. Sie reichte mir die Schachtel, wandte sich wieder ab und begann, sich die Fingernägel zu feilen.

Als ich nicht von der Stelle wich, fragte sie: »Was los? Nimm Zigaretten für Opa und geh.«

Sie wusste, was ich wollte. Zur Sicherheit deutete ich mit dem Kopf auf die Gläser mit den Süßigkeiten: »Eine bunte Tüte, komm schon.«

Sie schüttelte den Kopf: »Musst du bezahlen. Deine Mama hat viel Geld. Viel Kindergeld.«

»Fick dich«, antwortete ich und bereute es sofort.

Mit einer schnellen Handbewegung nahm sie ihre Brille ab, denn für das, was sie jetzt vorhatte, brauchte sie keine Sehkraft: Sie griff unter den Tresen und stand nun mit einem Baseballschläger vor mir.

»Du gehen sofort«, sagte sie, »oder ich rufen den Kinderklauer.« Mit jedem Wort, das sie aussprach, ließ sie den Baseballschläger in ihrer anderen Hand aufschlagen.

Ich geriet sofort in Panik. Es fühlte sich so an, als hätte sie mich im Würgegriff – obwohl ein Meter Abstand zwischen uns war.

Der »Kinderklauer« war der größte Schrecken in unserem Block. Niemand wusste, wer er war, wann er kam und wie er wieder verschwand. Wir wussten nur, dass es ihn gab und dass er Kinder stahl. Wenn jemand seinen Namen sagte, lief es uns kalt den Rücken runter.

Erst Jahre später fiel mir auf, dass es immer die Älteren waren, die wussten, wenn der Kinderklauer angeblich in der Nähe war.

Waren wir schon zu lange unterwegs? »Schnell, wir müssen uns beeilen, sonst kommt der Kinderklauer!«

Ich kam zu spät zum Essen? »Oh, oh, der Kinderklauer kommt!«

Die Polizei fuhr am Block vorbei? »Schnell rein, der Kinderklauer kommt!«

Der Kinderklauer war nichts weiter als eine Geschichte, die uns aufgetischt wurde, um uns im Zaum zu halten. Und das funktionierte gut, etwa am Kiosk:

»Nein«, wimmerte ich, »bitte sag's nicht dem Kinderklauer. Sch-schulligung!«

Die russische Kioskdamе, die noch immer süffisant den Schläger schwang, versicherte sich ein weiteres Mal: »Was hast

du zu mir gesagt?«

Der massive Holzschläger war mir völlig egal, es war der Kinderklauer, vor dem ich Angst hatte. In der Hoffnung, verschont zu bleiben, sagte ich: »Es tut mir leid. Ich schwöre auf meine Mutter, das nie wieder zu sagen.« Ich sagte das so feierlich, als hätte ich einen Vertrag auf Lebzeiten mit ihr geschlossen. Auf die Mutter schwören, das war bei uns etwas Ernstes, und es zeigte Wirkung.

Sie drehte sich um, legte den Baseballschläger weg und stellte sich wieder an ihren gewohnten Platz.

Erleichterung machte sich in mir breit. Ich überprüfte noch einmal, ob ich alles hatte: Opas Zigaretten und mein normal schlagendes Herz in der Brust. Als ich gerade zur Tür rausgehen wollte, rief sie mir hinterher: »Hee, warte – hier, für dich.«

Sie schenkte mir aus Mitleid eine bunte Tüte. Ich drehte mich um und hastete erfreut zur Verkaufstheke, streckte meine Hand zu ihr und erhielt Kerne. Sonnenblumenkerne. Ich bedankte mich und ging.

Diese Frau hatte mir binnen fünf Minuten zweimal das Herz gebrochen, denn ich hasste die Sonnenblumenkerne nach russischer Art. Die, die wir aßen, waren immer geröstet und so ausgiebig gesalzen, dass dir der ganze Mund schmerzte. Die russische Version hingegen war naturbelassen – keine Röstung, kein Salz, kein Schmerz. Niemand bei uns im Block mochte die russischen Kerne, aber ich fand meinen Weg, mit ihnen umzugehen.

Neben der Eingangstür zu unserem Wohnblock befand sich ein Busch. Ich kroch darunter und verbuddelte sämtliche Kerne – neben anderen kleinen Sonnenblumen, deren Stängel bereits aus der Erde ragten. Ich blickte auf mein kleines Werk von Sonnenblumen und war stolz auf den Bruch, den ich in dieser Welt aus Beton und Dreck geschaffen hatte.

Auf der großen Wiese wartete schon mein Großvater auf mich. Er saß wie immer auf seinem weißen Plastikstuhl, neben sich ein Beistelltischchen, auf dem sein Çay und ein Aschenbecher aus grünem Marmor standen.

Ich reichte ihm die Zigarettenpackung, er zog sofort die Folie ab und zündete sich eine Zigarette an, die fast unter seinem buschigen grauen Schnurrbart verschwand. Er nahm einen kräftigen Zug, und ich hätte schwören können, dass die halbe Zigarette mit einem Mal zu Asche wurde. Gleich darauf trank er seinen Çay in einem Zug leer – und der Geruch von gesüßtem Schwarztee und Marlboro lag in der Luft. Ich mochte diesen Geruch – er roch nach Heimat.

»*Aferim*, gut gemacht«, sagte er zu mir.

»Tahsiiiim«, hörte ich es aus dem Fenster des obersten Stockwerks über mir rufen. Meine Mama. Ich lächelte meinem Opa zu und ging nach Hause.

## Eines Tages

Unsere Wohnung war klein, deswegen hörte man zu jedem Zeitpunkt, was jeder gerade trieb. Das Zimmer, das ich mir mit meinem Bruder teilte, war winzig. Auf zehn Quadratmetern standen ein hölzernes Etagenbett und ein Kleiderschrank. Das war's. Ein identisches Zimmer teilten sich meine Schwestern. Mit dem Unterschied, dass sie noch einen Röhrenfernseher bei sich stehen hatten.

Wir vier Kinder verbrachten viel Zeit im Mädchenzimmer, denn der Fernseher im Wohnzimmer wurde von unseren Eltern besetzt, die permanent kurdische Nachrichten oder Musikshows schauten. Ich kannte alles: *WOW – Die Entdeckerzone*, den *Super Toy Club*, wo am Ende drei hibbelige Kinder einen ganzen Toys-»R«-Us-Shop ausplündern durften, das RTL-2-Animeprogramm und *The Dome*.

*The Dome* war wohl das skurrilste Produkt der deutschen Mediengeschichte. Für alle, die entweder lange vor 1995 oder lange danach geboren wurden: *The Dome* war eine Live-Musikshow im Fernsehen, ein Zusammentreffen verschiedener nationaler und internationaler Künstler, die in einer ausverkauften Arena ihre Songs zum Besten gaben.

Im Nachhinein erscheint mir die Musikwelt in Deutschland damals unbeschwerter. Immerhin trafen sich damals Azad und

Kool Savas – ein Kurde und ein Türke – bei *The Dome*, um ihren Track *All 4 One* im deutschen Fernsehen zu präsentieren.

Der kurdische Rapper Azad war wichtig für mich und meine Geschwister. Er war für uns der Beweis, dass Leute wie wir, die aus einer sandigen Gerüstlandschaft kamen, die trostlosen Orte, die man uns zugewiesen hatte, hinter sich lassen konnten.

Wenn meine Geschwister und ich die VIVA-Top-100-Charts sahen und das Lied von Azad und Cassandra Steen lief, drehten wir den Fernseher an einer Stelle, die uns mit Hoffnung erfüllte, so laut auf, dass alle Geräusche, die sonst unsere Wohnung erfüllten, übertönt wurden:

*Eines Tages*

*Hol ich euch beide endlich raus aus dem Plattenbau.*

*Ich werd euch verwöhnen*

*Und euch tausend schöne Sachen kaufen.*

*Ich werd euch jeden eurer Träume erfüllen,*

*Tu alles was ich kann um euch beide in Freude zu hüllen.*

*Eines Tages*

*Zeig ich allen dass ein Kurde es geschafft hat.*

*Ich steh an der Spitze und sag Bruder es ist machbar*

*Also komm mit mir ...*

Cassandra Steen setzte mit ihrer engelsgleichen Stimme im Refrain an:

*Eines Tages.*

*Eines Tages werd ich mich freuen.*

*Eines Tages werd ich jubeln und schrei'n.  
Eines Tages wird wie in meinen Träumen,  
Weder Tod noch Trauer mehr sein.  
Doch bis dann ...*

Bis heute löst dieses Lied und vor allem diese Passage tiefe Gefühle in mir aus. Diese sonst so deutsche und weiße Fernsehlandschaft wird für einen kurzen Moment durchbrochen, und es fällt das Wort »Kurde«. Das hört sich vielleicht abgedroschen an, war aber für mich, meine Geschwister, unsere Cousins und andere kurdische Jugendliche sehr wichtig.

Außerhalb der Gerüstlandschaft habe ich nie andere Kurden getroffen, und innerhalb der Gerüstlandschaft gab es zwar viele kurdische Familien, aber auch hier waren wir nicht davor geschützt, dass man uns zeigte, dass wir anders sind, dass wir Kurden sind.

Ein ewiger Begleiter waren die herablassenden »Kurdenwitze« über unsere vermeintliche Landlosigkeit: Was ist der Lieblingspudding eines jeden Kurden? Landliebe. Wo kauft der Kurde am liebsten ein? Kaufland. Was unterscheidet Kurdistan von einer Tiefkühlpizza? Die Pizza hat einen Boden.

Viel erschreckender als die Witze selbst waren ihre Absender und Empfänger: Kinder. Auf dem Spielplatz, auf der Wiese und auf den Gerüsten verbrachten wir Zeit gemeinsam. Wir waren befreundet, erlebten die Sommerferien zusammen,

tauschten unsere Yu-Gi-Oh!-Karten, wetteiferten, wer als Erstes sein Dragon-Ball-Z-Stickerheft gefüllt haben würde.

Trotzdem geschah in den Wohnungen der anderen etwas, das die Ausgrenzungsmechanismen der Erwachsenen in unsere Kinderwelt hinein verlängerte. Wir waren umgeben von diesen »Witzen«. Selbst heute gibt es noch viele Internetseiten, auf denen »Kurden-Witze« eine eigene Kategorie darstellen.

Deswegen war jemand wie Azad für mich bitter nötig in der Kindheit. Er hat mir gezeigt, dass es nicht nur in Ordnung, sondern sogar cool war, Kurde zu sein. Auch durch ihn traten Kurden aus der Unsichtbarkeit heraus und waren auf einmal nicht nur mehr Türken aus Mardin oder Urfa, sondern Kurden. Wenn ein Kurde etwas schafft oder erreicht, dann schafft er das gefühlt für alle anderen mit – als wären wir ein Organismus.

## Çay-liche Entlastungsmaßnahme

Ich setzte mich an den kleinen Esstisch in unserer Küche, der mit einer Plastik-Tischdecke mit einem grässlichen Rosenmuster drauf bedeckt war. Meine Mutter stellte mir einen Teller mit Fusilli hin, die sie zuvor in Tomatenmark und Zwiebeln geschwenkt hatte. Während sie Geschirr abwusch, begann ich zu essen. Als sie fertig war, setzte sie sich mit einem Glas Çay zu mir an den Tisch.

Zögerlich sagte ich: »Die Kioskfrau hat gesagt, wir haben viel Kindergeld.« Dann stopfte ich mir den Mund mit Nudeln voll, als ob ich nicht weiterreden wollte.

Meine Mutter trank, als hätte sie mich nicht verstanden, von ihrem Çay. Das Wort »Kindergeld« hatte ich nicht übersetzt, ich musste es nicht, sie verstand es. Ich stocherte mit der Gabel auf dem schon leeren Teller herum.

»Stimmt das?«, fragte ich nach.

Die Antwort meiner Mutter klang müde: »Glaubt die Kioskfrau wirklich, dass wir in Reichtum leben würden – nur vom Kindergeld? Wenn es so wäre, würde ich nicht mehr in diesem Drecksloch wohnen.«

Sie schüttelte den Kopf, bewegte kurz ihre Lippen, als würde sie noch etwas sagen, das aber für mich nicht hörbar war. Das machte sie oft, wenn sie wütend war. Sie füllte ihr Çay-Glas erneut. Dann sah sie mich ernst an und sagte: »Meinst du, das

ist alles umsonst? Die Wohnung, die Nudeln vor dir, das Wasser, das durch diese Rohre fließt. Dein Vater und ich arbeiten jeden Tag hart dafür.«

Sie hielt inne und nahm einen kräftigen Schluck von dem dunkelbraunen Tee. Dann sprach sie weiter: »Wenn das Kindergeld so üppig wäre, würdest du dein Zimmer mit deinem Bruder teilen? Glaub mir, kein Mensch lebt freiwillig an diesem Ort.«

Ihre Hände wanderten wieder zum silbernen Kannengestell. Aus der oberen, kleinen Kanne füllte sie das Glas zur Hälfte mit dem eigentlichen Tee und streckte ihn dann mit dem heißen Wasser aus der zweiten, großen Kanne. Sie nahm keinen Zucker, keinen Süßstoff – nur der Tee mit ein paar Blättern, die am Boden des Glases schwammen. Sie trank den Tee nicht aus Genuss, sie trank ihn aus Kummer.

Ich machte mir Sorgen, versuchte, sie aufzuheitern, und sagte: »Reicht es nicht mit dem Çay? Lass mir bloß was übrig.«

Sie lächelte mild und sagte: »Wenn du Probleme hast, die deine Seele belasten, dann koche ich neuen Tee – genug für all unsere Probleme.«

Sie stand auf, räumte den leeren Teller vor mir weg und holte ein weiteres Çay-Glas aus dem Küchenschrank. Darunter stellte sie einen Unterteller, wie er wohl in fast jedem Haushalt der Gerüstlandschaft zu finden war: weiß und rundherum mit roten Ovalen eingefasst – dazu goldene Schnörkel.

Sie füllte unsere Gläser. Mein Tee war heller als ihrer. Ich trank ihn mit zwei Stücken Zucker. Als ich noch ein drittes

Stück dazugeben wollte, warf sie mir nur einen mahnenden Blick zu.

Dann erklärte sie: »Ich trinke den Çay nicht nur, um Çay zu trinken. Ich trinke ihn, um meinen Kummer wegzuspülen. Mit jedem leeren Çay-Glas wird mein Herz leichter. Die Last, die deine Seele zu tragen hat, wird kleiner, du wäschst sie mit dem Çay ab – wie ein fließender Bach, der deinen Körper reinigt.«

Ihr Unterteller wies eingetrocknete Flecken auf, die wie große Pfützen nach einem Gewitter aussahen. Wie viele Probleme sie sich wohl heute schon von ihrer Seele gewaschen hatte?

Ich war gefesselt von ihr und den Vergleichen, die sie ziehen konnte. Sie konnte – auf Kurdisch – sehr bildhaft sprechen. Ihre Metaphern hatten meist etwas mit Essen und Leid zu tun. Wenn sie ihre selbst gezogenen Gurken vom Balkon erntete und uns zum Probieren gab, beschwerten sich meine Geschwister und ich, dass sie nicht wie die handelsüblichen Gurken aus dem Supermarkt schmeckten.

Meine Mutter erwiderte dann immer: »Um süße, saftige Gurken zu bekommen, muss man erst die bitteren essen. Das Leben schmeckt manchmal bitter, denn das Süße braucht Zeit.«

Sie warf diese Vergleiche ohne langes Überlegen in den Raum und schmückte sie im Kurdischen unglaublich detailreich und lautmalerisch aus. Ich war jedes Mal fasziniert, wie sie für jede Situation die passenden Worte fand. Diese Frau war ein Sprachgenie, das hier in der Gerüstlandschaft verkümmerte. Hier in der Nachbarschaft konnte sie damit

glänzen. Wenn sich die Älteren auf der großen Wiese versammelten, während die Kinder spielten, machten unsere Eltern die große Wiese zu ihrem Café – mit viel, viel Çay und Melonentellern mit Feta-Käse. Sie philosophierten und debattierten. Sie träumten von den politischen Umwälzungen in der Heimat oder sprachen über den aktuellen Kilopreis für Tomaten.

An diesen Tagen verwandelte meine Mutter die Wiese in eine leuchtende Oase, und es herrschte eine warme, solidarische Atmosphäre. Sie saß meist in der Mitte, erzählte Geschichten und brachte die Leute mit Erinnerungen an die Heimat zum Lachen. Über was auch immer sie sprach, sie sprach in schönstem Kurdisch.

Dass meine Mutter für ihre Sprachgewandtheit nicht anerkannt wird, liegt vor allem daran, dass die Sprachgewandtheit nicht auf Deutsch stattfindet. Denn es gibt eine rassistische Hierarchie der Sprachen, in der Kurdisch ganz unten steht. Gleichzeitig wird einer Frau wie meiner Mutter in einem Land wie Deutschland unterstellt, dass sie über keine Fähigkeiten verfügt, die über die einfachsten Aufgaben hinausgehen. Dabei machte sie uns und den Menschen in der Gerüstlandschaft die Welt durch Metaphern zugänglich.

Hier zu Hause waren die rassistische Hierarchie und die Unterstellungen egal, denn hier konnte sie glänzen.

Hier wurde sie zur Dichterkönigin des Blocks, ohne Deutsch zu können.

»Warum hat die Frau am Kiosk vom Kindergeld gesprochen?«, fragte meine Mutter.

Ich erzählte ihr, wie ich versucht hatte, eine bunte Tüte zu bekommen, verschwieg aber meine vulgäre Sprache und den Baseballschläger.

Immer wieder höre ich den Vorwurf, dass Familien mit Flucht- oder Migrationsgeschichte viele Kinder haben, weil sie auf das Kindergeld schielen. Ich weiß nicht, wie diese Menschen leben, aber wenn man sich das mal vor Augen führt, dann sieht man, wie absurd das ist: Zwischen 2002 und 2008 hat man für jedes Kind 154 Euro Kindergeld bekommen – ab dem vierten Kind 179 Euro. Im Fall unserer Familie mit insgesamt vier Kindern haben unsere Eltern also 641 Euro Kindergeld im Monat bekommen.

Selbst wenn meine Eltern sich noch weniger gegönnt hätten, als sie es ohnehin schon taten, wäre für ein Leben in Saus und Braus nichts übrig geblieben.

»Komm, wir geben dein Kindergeld aus. Wir gehen einkaufen, Mama braucht ein Huhn«, sagte meine Mutter, und wir machten uns zu Fuß auf den Weg zum Supermarkt.

Ihr Einkaufstrolley war neben den Kindern ihr treuer Begleiter beim wöchentlichen Einkauf. Der Supermarkt lag am äußersten Rand unseres Wohnviertels. Auf der anderen Straßenseite lag neben einer großen Kirche und einem Friedhof

ein kleiner Park mit einem See. Keiner von uns hielt sich je dort auf – der Supermarkt war die Grenze unseres Aktionsradius.

Im Supermarkt trennten sich die Wege von meiner Mutter und mir. Während sie alle wichtigen Abteilungen durchstöberte, blieb ich in der Spielzeug-oder Schreibwarenabteilung und machte mir einen Spaß daraus, »Azad ist der beste Rapper« auf die Testblöcke für Stifte zu schreiben. Supermärkte waren für mich bisher ein Ort der Entspannung: Ich versank in den Regalen und malte mir aus, was ich alles mit nach Hause nehmen könnte.

Ich blätterte in einem Donald-Duck-Heft, als ich im Hintergrund die immer lauter werdende Stimme meiner Mutter hörte. Ich ließ den Comic fallen und suchte die Gänge nach ihr ab. Dann hörte ich die unfreundliche Stimme eines Mannes auf meine Mutter einschimpfen. Sie stand in der Backabteilung und rang mit deutschen Wörtern: »Nein, das so meine.« Vor ihr ein Angestellter des Marktes.

»Tahsim, komm!«, sagte sie. »Das mein Sohn.«

Ich ging den Gang entlang, bis ich bei den beiden stand. Ich frage sie auf Kurdisch, was los war. Sie antwortete ebenfalls auf Kurdisch: »Dieser Eselssohn sagt, ich würde stehlen, weil ich so viel Mehl in meinem Wagen gestapelt habe. Sag ihm, dass das Unsinn ist, er will die Polizei rufen.«

Ich trat näher, um einen Blick in den Wagen zu werfen, der in der Tat mit vielen Packungen Mehl gefüllt war. Im Einkaufstrolley meiner Mutter lag das gute Mehl von Diamant, das meine Mutter nur kaufte, wenn es im Angebot war.

Der Mitarbeiter des Supermarktes ließ nicht von uns ab. Er schnauzte ohne jede Scham weiter: »Sprich Deutsch! Das ist unerträglich. Ich habe Ihre Mutter beim Stehlen erwischt! Verstehen Sie mich?«

Ich fand es seltsam, wenn mich ältere weiße Menschen in solchen Situationen siezten. Ich war noch ein Kind. Ich versuchte, meine sprachlose Mutter zu verteidigen, und sagte so bestimmt, wie ich konnte: »Meine Mutter hat nichts gestohlen. Sie räumt die Sachen immer zuerst in ihren Trolley und bezahlt dann.«

Trotzdem hatte ich Angst, denn ich hatte meine Mutter noch nie in einer derart bedrückenden Situation gesehen. Ich verspürte den Drang, sie zu beschützen, sie mit meinen Worten auf Deutsch zu verteidigen.

Der Mann trat mit erhobenem Zeigefinger an mich heran und zischte: »Jetzt pass mal auf, Junge. Entweder du räumst den verdammten Wagen aus und deine Mutter und du, ihr verpisst euch, oder ich rufe die Polizei, und dann weht hier ein anderer Wind, das verspreche ich dir.«

Meine Mutter hatte nicht jedes Wort verstehen müssen, um zu wissen, was los war. Ruhig leerte sie ihren Wagen aus und legte das Mehl ins Regal zurück. Wir wandten uns schweigend von dem Mann und unserer Demütigung ab.

Als wir den Laden fast verlassen hatten, hörte ich ihn, wie er hinter uns rief: »Gut. Zurück in den Kanakenblock mit euch.«

Ich blieb kurz stehen und fühlte den Abgrund, den der Satz in mir aufriss. Ich blieb stehen, weil ich für einen Moment zu

funktionieren vergessen hatte. Unsere Bewegungen waren gegenläufig: Meine Mutter ging weiter, weil sie die Auseinandersetzung nicht verstanden hatte. Ich hielt inne, weil mich jedes einzelne Wort getroffen hatte.

Auf dem Heimweg wechselten wir kein Wort miteinander. Sie murmelte hier und da etwas, aber zwischen uns blieb es still.

Zu Hause verschwand sie in der Küche und setzte Çay auf. Ich folgte ihr, nahm einen Stuhl und setzte mich neben sie an den Tisch. Wir tranken gemeinsam: Ihr Çay war dunkel und bitter, meiner hell und süß.

Meine Mutter, die Poetin der Gerüstlandschaft, die mir die Welt mit Metaphern, Vergleichen und Symbolen erklärte, hatte sich im Supermarkt nicht wehren können. Und obwohl sie die Worte nicht verstanden hatte, war die Botschaft, war der Schmerz bei ihr angekommen. Manchmal, so denke ich heute, ist es egal, welche Sprache der Empfänger spricht, denn Schmerz folgt keiner Grammatik, Schmerz sprechen wir alle.

## **Mm II Metapher**

**[ me 'tafɐ ]**

Die Metapher ist ein sprachliches Bild. In der deutschen Lyrik, Dramatik und Epik ist es eines der beliebtesten und verbreitetsten

rhetorischen Stilmittel. Bei dieser Stilfigur der deutschen Sprache geht es oft um die »Bildlichkeit« von Sachverhalten.

Gegebenheiten werden also bildlich dargestellt. Dabei stehen Bild und Ausdruck durch besondere Eigenschaften miteinander in Verbindung:

**Der Çay spült die Last meiner Seele weg.**

## »Mama, was sind Nomen?«

**E**s war dunkel, ich konnte kaum etwas sehen. Ich roch die Erde und spürte sie unter meinen Füßen. Es war immer so verdammt nass und kalt in diesen Maisfeldern, aber unsere Fahrten dorthin lohnten sich. Mein neunjähriges Ich bahnte sich soeben einen Weg durch den dichten Maisdschungel und versuchte, so gut es in der Dunkelheit ging, nach Stängeln Ausschau zu halten, die noch unversehrt waren.

Die Kunst beim Maisdiebstahl besteht darin, nicht zu weit ins Feld hineinzulaufen, um dich nicht zu verlaufen, aber auch möglichst weit von der angrenzenden Landstraße entfernt zu sein, damit vorbeifahrende Autofahrer dich nicht beim Bauern verpfeifen können. Die beste Zeit dafür sind die späten Abendstunden, wenn das Maisfeld wie ein dunkles Meer aussieht. Mir ist diese Gratwanderung gut gelungen: Ich wurde nie von einem Bauern oder seinem Hund erwischt und hatte immer eine kiloschwere Ausbeute.

Nach ein paar Schritten auf dem nächtlichen Feld entdeckte ich eine Reihe von Maispflanzen, die mir zur Ernte bereitstanden. Ich ging mit System vor: Zuerst griff ich nach den dicken Stängeln, riss die Kolben einzeln ab und ließ sie in meine mitgebrachte Aldi-Tüte fallen. Die Tüte wurde langsam

schwer, da kam der leise, aber eindringliche Ruf meiner kleinen Schwester Dilan gerade recht:

»Tahsim, es reicht! Komm, wir gehen!« Ich konnte sie nicht sehen, aber das Echo ihres Rufes hinterließ eine imaginäre Spur, der ich folgte. Ich erreichte den Rand des Maisfeldes trotzdem vor meiner Schwester. Wenige Sekunden später trat sie vor mich und hielt mir ihren Beutel überheblich mit den Worten entgegen: »Ich habe hundertmal mehr gesammelt als du.«

»Okay, wenn du willst, können wir deine Tüte gleich dem Bauern zeigen. Oder noch besser: Ich schreie, und sein Wachhund kommt und zerfleischt dich – wie du willst.«

Ihre Unterlippe zitterte kurz, aber sie ließ meine unnötig böartige Bemerkung unkommentiert und lief in Richtung Landstraße. Schon damals hatte ich begonnen, Dilans Hang zum ständigen Weinen zu instrumentalisieren, um sie in geschwisterlichen Auseinandersetzungen kleinzuhalten – skrupellos, ich weiß.

Ich lief ihr hinterher zu unserem Auto, das auf einer Landstraße stand, auf der es noch dunkler war als das Maisfeld. Mein Vater fuhr einen alten schwarzen Mercedes C 124, dessen Mercedesstern schon in der ersten Nacht in der Gerüstlandschaft abgebrochen worden war. Meine Schwester und ich legten unsere übervollen Tüten in den Kofferraum. Wir setzten uns in das klapprige Auto, vorne saßen unsere Eltern: mein Baba am Steuer des Autos, meine Mutter am Steuer des Familienlebens.

»Hat euch jemand gesehen?«, fragte meine Mutter und schaute uns im Rückspiegel an.

»Außer meinem hässlichen Bruder habe ich niemanden gesehen«, antwortete Dilan. Mein Vater ließ den Motor an, es dauerte zwei Anläufe, und wir rasten in die Nacht hinaus, raus aus der ländlichen Idylle, hinein in die Gerüstlandschaft.

»Das ist das letzte Mal, dass wir das machen«, ermahnte uns unsere Mutter. »Wenn ihr nicht solche Maisfanatiker wärt, müsste das nicht sein.«

Als meine Mutter neu in Deutschland war und sie zum ersten Mal die Maisfelder sah, die sie aus ihrer Heimat kannte, dachte sie, sie könne sich frei bedienen. Das tat sie auch in ihrem ersten Jahr hier. Und im zweiten und dritten Jahr auch. Sie erfuhr lange Zeit nicht, dass es verboten war – und so machte sie weiter. Am Anfang in Unkenntnis darüber, dass sie etwas Verbotenes tat, am Ende in gekonnter Ignoranz.

Im Auto lief Arabesk, meine Schwester und ich schätzten, wie viel Mais wir wohl geerntet hatten, Baba sang zur Musik mit, und meine Mutter schien in Gedanken versunken zu sein. Dann drehte sie die Musik an einem kleinen Regler leiser und unterbrach abrupt die fröhliche Stimmung: »Morgen ist wieder Schule, habt ihr alles vorbereitet?«

»Jahaa, machen wir gleich alles«, antwortete ich, und meine gute Laune war dahin. Ich wollte nicht an das denken, was auf mich zukam. Mir stand am nächsten Morgen mein erster Tag als Viertklässler bevor. Die vierte Klasse fühlte sich für mich wie ein großer Schritt an – fast als würde ich erneut eingeschult

werden. Im Vergleich dazu erschienen mir die erste bis dritte Klasse wie eine Fortsetzung des Kindergartens – mit der Ausnahme, dass wir das Alphabet gelernt hatten.

Einen kurzen Moment darauf sagte meine Mutter: »Tahsim, morgen nach dem Hort kommst du bitte direkt nach Hause. Wir gehen zusammen zur Ausländerbehörde.«

Nun war endgültig kein einziges Glückshormon mehr in meinem Körper aktiv. Den ersten Schultag nach den Sommerferien zu überstehen und diesen ohnehin verlorenen Tag mit einem Besuch bei der Ausländerbehörde abzuschließen, war schmerzhaft.

Manchmal wünsche ich mir heute, ich hätte eines dieser Gentle-Parenting-Kinder sein können, das die eigenen Gefühle zur Situation in einer Ich-Botschaft äußert: »Ich finde, das ist zu viel verlangt, und ich würde morgen gerne das Übersetzen in der Behörde weglassen.« Aber manche Wünsche müssen der Realität weichen, sie bleiben unausgesprochen. Deshalb ließ ich die Gesamtsituation so, wie sie war, und sagte schließlich: »Tamam, okay, Mama.«

Mein Baba, der bemerkt hatte, dass ich keine Lust auf den kommenden Tag hatte, nutzte die Gelegenheit, um die Stimmung aufzulockern: »Hoffentlich hat euch vorhin wirklich niemand gesehen, sonst wird das morgen ein Abschiebetermin bei der Ausländerbehörde.«

Meine Mutter schwieg, meine Schwester brach in lautes Gelächter aus. In solchen Momenten bemerkte ich dann, dass ich nicht den gleichen Humor haben wollte wie die Menschen,

die uns als ewige Fremde betrachteten und behandelten. Dann wurde ich still.

Meine Mutter kommentierte die Aussage meines Babas und setzte noch einen drauf: »Wenn es so weit kommt, sage ich einfach, dass du uns gezwungen hast. Das ist glaubwürdig, weil du der Fahrer bist und sie dich eh für den bösen muslimischen Patriarchen halten, der seine Familie unterdrückt. Dann wirst nur du abgeschoben, und wir kriegen einen Kindergeldzuschlag, weil der Vater nicht mehr da ist. Das ist doch ein guter Plan.«

Mein Vater war kurz sprachlos, dann lachte er gemeinsam mit meiner Mutter.

Die Ehe meiner Eltern ist wie Carmen Geiss – erschreckend laut und trotzdem liebevoll. Sie haben sich in Deutschland kennengelernt, und ehrlich gesagt war es vielleicht eine von außen initiierte, eine arrangierte Ehe. Für dich klingt das vielleicht schrecklich und kein bisschen harmonisch. Die Ehe meiner Eltern ist, sofern ich das beurteilen kann, jedoch sehr harmonisch.

Zugegeben kommen arrangierte Ehen heute in meinem Umfeld nicht mehr vor. Aber zu der Zeit, als meine Eltern sich trafen, waren sie gängig: Zerrissene kurdisch-yezidische Familien kamen nach Deutschland und fügten sich hier in neue Strukturen ein. Heiraten wollten sie wie früher: prunkvoll, unnötig teuer und innerhalb der eigenen Religionsgemeinschaft.

Wenn unter weißen deutschen Bekannten oder Freunden das Thema »Wie haben sich eure Eltern kennengelernt?« aufkommt, kann ich nie mitreden. Die meisten erzählen dann von der schicksalhaften ersten Begegnung ihrer Eltern und wie sie einige Jahre später als Resultat dieser Liebe das Licht der Welt erblickten.

Wenn ich die Kennenlerngeschichte meiner Eltern wahrheitsgetreu wiedergeben müsste, würde ich erzählen: »Die Eltern meiner Mutter sind zu den Eltern meines Vaters gefahren und haben gecheckt, wie der Vibe ist und ob die sich verstehen. Für eine Ehe miteinander schienen sie gut zu passen. Und so wurde kurze Zeit danach geheiratet. Zwei Jahre später war ich dann da.«

Arrangiert – das klingt aus heutiger Sicht fragwürdig, aber bei meinen Eltern ist es durch und durch gelungen. Sie sind ein Ehepaar, eines mit viel Liebe füreinander und für ihre vier Kinder.

## Deutsch für Anfänger

Mit einer Menge ergaunertem Mais im Schlepptau erreichten wir unsere Wohnung in der Gerüstlandschaft. Gülistan, unsere älteste Schwester, und Jiyan, unser jüngster Bruder, hatten zu Hause auf uns gewartet. Im Wohnzimmer war eine Plastikdecke ausgebreitet, auf die wir den Mais legten und uns drum herumsetzten. Gemeinsam befreiten wir den Mais von den Blättern, dem braunen Bart an der Spitze und dem Ungeziefer, das an ihm hängen geblieben war. Im Hintergrund lief der wie immer zu laute Fernseher.

Meine Mutter begann in der Küche damit, die erste Ladung in reichlich Salzwasser zu kochen. Die ganze Wohnung duftete nach Mais. Doch noch bevor wir uns an dem erbeuteten nahrhaften Schatz gütlich tun konnten, dröhnte die Stimme meiner Schwester Gülistan durch den Flur. Mit einem Stapel Schulbücher und Plastikmappen in den Händen betrat sie das Wohnzimmer: »Kommt, wir müssen die neuen Schulsachen beschriften. Morgen geht's los.«

Dilan und ich schnappten uns je einen Maiskolben, bestreuten ihn mit reichlich Salz und setzten uns zu Gülistan auf den Wohnzimmerboden, um das alljährliche Ritual zu beginnen. Spätestens jetzt, da wir die neuen Hefte, Mappen und Bücher beschrifteten, wurde uns klar, dass es wieder ernst wird.

Schulmaterial war verdammt teuer. Das wussten meine Eltern, und sie beklagten sich Jahr für Jahr darüber. Sie bekamen zwar pro Kind einen kleinen Zuschuss von der Stadt, aber der reichte bei Weitem nicht aus, um all die Kosten zu decken – insbesondere da sie inzwischen drei schulpflichtige Kinder hatten. So gab es keinen Lamy-Füller, keinen Oxford-Block und kein originales Tipp-Ex.

Gülistan begann mit den Mappen: »Tahsim, du kommst jetzt in die vierte Klasse, deshalb brauchst du ab jetzt auch eine grüne Mappe. Englisch ist grün.«

Jiyan, der noch im Kindergarten war, sagte: »Mein Popel ist auch grün.« Er versuchte so, sich in das Gespräch einzubringen. Er machte einen Purzelbaum, verschluckte sich an seiner Spucke und bekam einen Hustenanfall, der ihn rot anlaufen ließ.

Unbeirrt schrieb Gülistan auf jede Mappe Namen und Fach. Von Zeit zu Zeit kam meine Mutter zu uns und sammelte die Maiskolben ein, die aussahen, als wären sie von hungrigen Nagern zerfressen worden.

Zwischenzeitlich kommentierte sie: »Tahsim, Dilan, hört auf eure große Schwester!« Nicht, weil wir widersprachen, sondern um die Autorität unserer ältesten Schwester uns gegenüber zu stärken. Obwohl Gülistan sich manchmal auf ihrer Macht ausruhte, hörte ich nicht auf, gegen ihre schwesterliche Herrschaft zu kämpfen. Dennoch musste ich mir eingestehen, dass dieses Machtgefälle eine Berechtigung hatte.

Sie war die Ersatzmutter, wenn die richtige nicht da war. Sie passte auf uns auf, kochte, ging einkaufen. Es wurde viel von ihr erwartet, der Leistungsdruck war hoch. Dabei ging es meinen Eltern weniger darum, sich von ihrer Elternrolle zu befreien. Vielmehr waren sie es von zu Hause gewohnt, dass alle gemeinsam den Hof der Familie bewirtschafteten und den älteren Kindern wichtige Aufgaben zugeteilt wurden. Das übertrugen sie nun auf meine Schwester und mich – vor allem aber auf meine Schwester.

Das Beschriften neuer Schulmaterialien war dabei noch das geringste Übel. Gülistan übernahm für die unterschiedlichsten Lebensbereiche Verantwortung: Manchmal gab sich unsere Schwester am Telefon als unsere Mutter aus, etwa bei der Kundenbetreuung unseres Festnetzanbieters. Andere Male begleitete sie unsere Mutter am Wochenende zur Arbeit, um ihr beim Putzen zu helfen.

Es war nicht so, dass unsere Eltern diese Forderungen gegen unseren Willen gestellt und durchgesetzt hätten. Und natürlich hatten wir keine Lust, nach der Schule zur Ausländerbehörde zu gehen. Wir taten es trotzdem, ohne zu protestieren, weil wir alle Angst vor den Konsequenzen hatten, welche die Ausländerbehörde uns auferlegen konnte.

Umgekehrt baten meine Schwester und ich nie um Hilfe, wenn es um unsere eigenen Bedürfnisse ging. Dieses ausgeprägte Verantwortungsbewusstsein, das unseren Umständen geschuldet war, trendet aktuell auf TikTok unter dem Begriff »Eldest Daughter Syndrome«. Darunter fallen

beispielsweise ein hoher Antrieb, ein starker Leistungsdruck, Schwierigkeiten im Aufzeigen persönlicher Grenzen, Groll hegen gegen die eigene Familie und Schuldgefühle.

Ich kann nicht für meine große Schwester sprechen, aber ich bin überzeugt, dass die ältesten Töchter aus migrantischen Familien noch stärkerem Druck ausgesetzt sind als die jüngeren Geschwister. Der Druck, den Gülistan gespürt haben musste, war nie etwas, worüber wir als Kinder gesprochen haben. Das lag auch daran, dass wir von ihr abhängig waren. So wie damals beim Beschriften der Schulmaterialien.

Ich sah, wie Gülistan nach der gelben Mappe für das Unterrichtsfach Deutsch griff und sie mit meinem Namen und dem Fach beschriftete. »Deultsch«, hatte sie in schnörkeliger Schrift geschrieben.

Aufgrund meiner bis hierhin drei Jahre andauernden schulischen Ausbildung sah ich mich dazu befähigt, den Fehler meiner Schwester zu korrigieren: »Ähm, Gülistan, das heißt ›Deutsch‹.«

Sie blickte auf die Mappe und sagte: »Ja, da steht ›Deultsch‹.«

»Deuttttsch«, wiederholte ich nachdrücklich, »ohne ›l‹.«

Genervt sagte sie: »Nein, das schreibt man so, wie man es ausspricht. Außerdem bin ich in der sechsten Klasse und du erst in der vierten – es heißt ›Deutsch‹, das lernst du noch.« Sie widmete sich wieder ihrem Atlas, den sie für die weiterführende Schule brauchte.

Der Kauf des Atlas war meiner Mutter ein besonderer Dorn im Auge. Er kostete immerhin 50 Euro und wurde

grundsätzlich nicht von der Schule verliehen. Bildung und die damit verbundenen Anschaffungen waren meinen Eltern sehr wichtig. Aber 50 Euro für ein Buch, das die Welt in Grenzen und Territorien einteilte, welche die Realität unserer Familie nicht repräsentierten, waren für geflüchtete Kurden dann doch zu viel. Dass meinen Eltern, zwei Analphabeten, Bildung wichtig war, löste bei unseren Lehrkräften Verwunderung aus. Aber gerade weil sie keinen Zugang zu Bildung hatten, war ihnen die Bildung ihrer Kinder umso wichtiger.

Wie Gülistan interessierte auch ich mich für das überteuerte Schulbuch, den Atlas, und blätterte direkt zur Europakarte. Meine Schwester, die sich anscheinend schon fleißig auf die sechste Klasse vorbereitet hatte, tippte energisch auf die Mitte der Karte und sagte stolz: »Hier sind wir. Das ist ›Deutschland‹.«

Ich schaute sie kurz besorgt an und fragte mich, ob die Kinder der neuen Schule sie respektieren würden. Dann überlegte ich, ob ich sie korrigieren sollte – und verzichtete darauf. Ich wollte, dass sie an sich glaubte, und wenn es ihr half, dann war das hier eben »Deutschland«.

Ich blätterte noch ein paar Seiten weiter. Das Konzept von Landkarten hatte ich begriffen – und Gülistan hatte mir im Atlas das Land gezeigt, in dem wir lebten. Das befeuerte meinen unbändigen kindlichen Wissensdurst über die Heimat meiner Eltern. Ununterbrochen stellte ich ihnen die absurdesten Fragen: Gab es in eurem Dorf Aldi oder LIDL? Hattet ihr einen großen Bolzplatz? Gab es Raufereien unter den Kindern?

Musstet ihr eure Zimmer mit euren Geschwistern teilen? Selten bekam ich explizite Antworten. Es schien fast so, als wollten sie nicht über ihre Heimat reden, sich nicht erinnern.

Das hielt mich allerdings nie davon ab, weitere Fragen zu stellen: »Mama, wo ist eure Heimat?«

Meine Mutter, die inzwischen mit meinem Vater auf der Couch saß – er schaute irgendeine Doku, sie blätterte in den Prospekten –, blickte auf und sagte: »Unser Dorf gibt es in diesem überteuerten Buch nicht, und das reicht für heute. Der Urlaub ist vorbei. Hayde, na los, schlaf.«

## Aus dem Garten meiner Mutter

Ich hasste den ersten Schultag nach den Ferien. Die Nacht davor war schlaflos, weil ich mich erst wieder an meinen normalen Schlafrhythmus gewöhnen musste und nicht bis drei Uhr nachts wach bleiben konnte. Um acht Uhr morgens wieder ansprechbar und funktionsfähig zu sein, war für mich genauso eine Qual wie der bevorstehende Morgenkreis, in dem alle von ihren Sommerferien erzählten. Es gab auch diejenigen, die sich euphorisch darauf freuten, im Morgenkreis von ihren letzten Wochen zu erzählen – etwa Mareike.

In der Klasse herrschte eine Atmosphäre, die eine Mischung aus kindlicher Aufregung und Geheimniskrämerei war. Die Stimmung im Raum war so, wie ich mir heute eine Kinderspielecke im Berghain vorstelle, wenn es denn eine gäbe: Kinder wuselten umher, manche völlig apathisch, weil sie sich, wie ich, noch an die frühe Stunde gewöhnen mussten. Andere waren schon voller Tatendrang und wirkten überheblich, weil sie nun in die vierte Klasse gingen – Mareike etwa.

Viele Kinder wurden von ihren Müttern bis zur Klassentür gebracht. Einige weinten, weil sie sich nun von ihren Müttern verabschieden mussten. Ich hatte diese Kinder nie verstanden, das waren dieselben, die im Kindergarten eine Sternchenliste führten und für jeden Tag, an dem sie sich nicht in die Hose machten, einen Aufkleber bekamen. Als ich meiner Mutter von

dieser Erziehungsmaßnahme erzählte, fragte sie verwundert: »Die werden dafür belohnt, dass sie nicht einnässen? Kann man damit Geld verdienen? Dann fang doch bitte auch an, dich einzupinkeln!« Wie ich schon erzählt habe: kindergeldgeile Mutter.

Meine Geschwister und ich gingen gemeinsam mit unserer Mutter zur Schule, am Schultor verabschiedete sie uns und sagte, dass wir auf uns aufpassen sollten. Bevor sie mit dem Bus zur Arbeit fuhr, gab sie Jiyan im Kindergarten ab. So konnte ich mit den aus meiner Sicht teilweise übertriebenen Verabschiedungen nichts anfangen. Schließlich sahen sich alle nach spätestens fünf Stunden wieder.

Einer, dem es genauso ging wie mir, war Hamza. Wir hatten uns ganze sechs Wochen nicht gesehen und hatten uns viel zu erzählen. Also mischte ich mich ins Getümmel und bahnte mir einen Weg zu Hamza, der schon im Stuhlkreis saß. Links und rechts von ihm waren noch Plätze frei, ich nahm einen davon ein.

»Hallo, Hamza«, sagte ich, »alles klar?«

Er antwortete und kam ohne Umschweife zum Punkt: »Ja, hast du die neue Digimon-Staffel gesehen?«

»Klar«, sagte ich, »aber die ist echt seltsam, weil da sind jetzt Kinder in den Digimon drin.«

Nüchtern antwortete Hamza: »Das fand ich toll.«

Wir beendeten das Gespräch über unsere Ferien.

Frau R., die im letzten Schuljahr versucht hatte, uns mit Jesus vertraut zu machen, setzte sich zu uns in den Kreis und wies

uns an, zur Ruhe zu kommen. Unsere Klasse wurde still und schaute die Lehrerin an, als wäre sie der Messias, den wir in den letzten sechs Wochen so sehr vermisst hatten. Mit ihrer sonderbaren Stimme begann sie einen Monolog.

»Hallohoouoo«, säuselte sie, »da sind wir wieder. Und meine Güte, ich bin immer wieder erschrocken, wie sehr ihr in nur sechs Wochen gewachsen seid. Ihr seid ja fast doppelt so groß wie vor den Ferien!« Alle lachten, Mareike am lautesten.

Frau R. fuhr fort: »Ich bin ganz gespannt, wie ihr eure Ferien verbracht habt. Und dann gibt es natürlich das Begrüßungsfrühstück. Ich habe Brötchen mitgebracht, und ich hoffe, dass ihr auch Leckereien dabei habt. Gut, fangen wir an, jeder der Reihe nach.«

Das Kind rechts von der Lehrerin, René, ein Junge mit blonden Haaren und strahlend blauen Augen, machte den Anfang: »Ich war am Anfang nur zu Hause, aber die letzten zwei Wochen waren wir in Italien zelten, und da haben wir letzte Woche auch meinen Geburtstag gefeiert. Ich habe Muffins zum Frühstück mitgebracht, um mit euch nachzufeiern.«

Gegen den Uhrzeigersinn ging es der Reihe nach weiter. Jeder Beitrag wurde von unserer Lehrerin kurz kommentiert, und hier und da pflichteten wir einander bei: »Ich war auch im Schwimmbad, die Pommes da sind so lecker!«

Dann war Mareike – Klassensprecherin und Erdbeermilch-Abonnentin der ersten Stunde, Mutter im Elternvorstand und Vater Veranstalter des jährlichen Laternenlaufs – an der Reihe.

Sie zog kurz ihre Nase kraus und fing an: »Also, eigentlich wollte ich nach Borkum, aber Mama und Papa haben gesagt, wir machen das nächstes Jahr, an Ostern. Stattdessen sind wir mit dem Auto an den Bodensee gefahren. Das hat echt lange gedauert, aber ich habe einen tragbaren DVD-Player, so einen, den man ausklappen kann, wisst ihr? Und ich habe auch mehrere Tamagotchis, deshalb verging die Zeit wie im Flug. Insgesamt waren wir drei Wochen am Bodensee. Einmal sind wir mit dem Boot rausgefahren zum Angeln, und ich hab eine Forelle gefangen und –«

Frau R. unterbrach sie, um sicherzustellen, dass alle Schüler die gleiche Zeit hatten. Nach den Erzählungen meiner Klassenkameraden bestanden die Sommerferien weißer deutscher Familien aus Urlaub am Meer, Zelten, Besuchen bei den Großeltern auf dem Land, Sandburgen bauen, Strand und Ponyhof.

Dann war ich an der Reihe. Unsere Lehrerin sah mich an und zog erwartungsvoll eine Augenbraue hoch: »Und Tahsim, was hast du in den Ferien gemacht?«

Ich hatte zwei Möglichkeiten: Entweder erzählte ich die Wahrheit, oder ich erfand eine abenteuerliche, dafür aber unterhaltsame Geschichte.

Meine Schwester war die unangefochtene Meisterin im Erfinden von Stuhlkreisgeschichten. Ihren Erzählungen nach waren wir schon auf den Malediven, wo wir auf Azad und Kool Savas getroffen sind.

Ich dagegen blieb bei den Fakten und erzählte: »Also, ich war eigentlich die meiste Zeit zu Hause, also in Oldenburg. Aber meine Cousins waren zu Besuch, und wir waren viel draußen. Ach, und eine Woche haben wir meinen Onkel in Hannover besucht. Da haben wir ein Schaf geschlachtet und dann auch gegessen – also bei ihm auf dem Bauernhof.«

Für mich hatte das alles ganz normal geklungen, aber als ich meinen Bericht beendet hatte, fühlte ich die fragenden Blicke einiger Mitschüler auf mir.

Frau R. rang mit den Worten, fand aber keinen lobenden Kommentar für meine Feriengeschichte. Und Mareike brach plötzlich in Tränen aus. Ich wusste nicht, warum sie weinte, doch das änderte sich schnell: »Mein Opa hat auch Schafe, und die sind total süß, das sind meine Freunde«, schluchzte sie. »Macht man das da so, wo ihr herkommt?«, fragte sie verstört. An ihrem Kinn liefen Rotz und Tränen zusammen.

»Rieke«, sagte unsere Lehrerin, »gehst du bitte mit Mareike auf den Schulhof an die frische Luft und tröstest sie ein bisschen?«

Rieke saß neben Mareike, sie waren die besten Freundinnen. Auch sie kam aus einer Familie, die genug Geld hatte, um sich all die Dinge zu kaufen, die es in der Gerüstlandschaft nicht gab. Aber meine Geschichte schien sie weniger zu berühren. Rieke stand abrupt auf und zog Mareike, die ein weinendes Häufchen Elend war, an der Hand hinter sich her. Fast hatte ich, zum ersten Mal, Mitleid mit Mareike.

Es waren solche Augenblicke, in denen ich unfreiwillig meine Sozialisation in der Gerüstlandschaft verriet. In gewisser Weise zeigte und zeigt sich in diesen Momenten der Unterschied zwischen mir und den Mareikes dieser Welt: Während sie Fleisch aßen, aber mit dem Töten der Tiere nichts zu tun haben wollten, wurden wir durch das Töten als »rückständig« bezeichnet. Dabei schlachten wir Tiere nicht, um uns an ihrem Leid zu erfreuen. Wir tun das zu besonderen Anlässen, etwa zum Opferfest oder wenn jemand in der Familie eine Operation überstanden oder eine beschwerliche Zeit hinter sich hat. Dann opfern wir als Zeichen der Dankbarkeit ein Schaf.

Daran, dass diese Tradition nicht sonderlich mareikefreundlich war, verschwendete ich keinen Gedanken mehr – es war mir scheißegal. Der Hauch von Mitleid, den ich gespürt hatte, schwand. Wahrscheinlich spekulierten Mareike und Rieke gerade, in welchem Land eine solch barbarische Praxis noch erlaubt war.

Frau R. beendete meinen Beitrag mit einem kurzen »Gut, danke, Tahsim!« und übergab an Hamza, den meine Schafgeschichte als Einzigen nicht beeindruckt hatte. Er erzählte, wie er im Libanon Verwandte und Freunde besucht hatte und ansonsten viel Zeit mit Videospiele und Animes verbracht hatte.

Mit Ausnahme des ersten Teils fand ich mich in seiner Erzählung wieder. Seit jeher wünschte ich mir, das Dorf meiner Eltern in der Osttürkei zu besuchen. Neben dem Geld für die

Reise fehlten uns auch die dafür nötigen Passdokumente – wir durften Deutschland nicht verlassen. Außerdem waren da noch die Angst und Traumata meiner Eltern in Bezug auf ihre Heimat, in der sie nicht mehr sicher gewesen waren.

Nach den Worten meiner Mutter war das Dorf, in dem sie aufgewachsen war, der schönste Ort der Welt: Es bestand aus weiten Feldern, Bäumen, Plantagen mit allen erdenklichen Obst- und Gemüsesorten, Kühen, Schafen, Hühnern, ein paar kleinen Lehmhäusern und Wiesen, gegen welche die Grasfläche der Gerüstlandschaft wie ein trauriger Witz wirkte. Es lebten nicht viele Familien dort, die Gemeinschaft war überschaubar. Aber es gab Berge. Berge, die sich weit über den Horizont hinaus erstreckten und das ganze Dorf umgaben. Trotz all dieser Schönheit gingen sie. Sie verließen das Land, das sie nicht verlassen wollten, um in ein Land zu ziehen, das sie nicht wollte.

Ich weiß nicht, wie es ist, Angst davor zu haben, die eigene Muttersprache zu sprechen. Ich weiß nicht, wie es ist, wenn türkische Soldaten das eigene Dorf durchsuchen. Und ich weiß auch nicht, wie es sich anfühlt, seinem Kind einen Namen zu geben, der nicht kurdisch klingt, um es zu schützen. Auch wenn ich all diese Erfahrungen nicht gemacht habe, spüre ich die verbliebene Furcht meiner Mutter und ihre damit verbundene

Angst, in ihr Dorf zurückzukehren – auch wenn sie sich so sehr danach sehnt.

Im Stuhlkreis hatten nun alle Kinder von ihren Sommerferien erzählt. Aber das war nicht genug, um das neue Schuljahr gebührend einzuläuten. Für das Klassenfrühstück schoben wir die mindestens stark zerkratzten, oft aber auch schon reparaturbedürftigen Arbeitstische zu einem hässlichen Frühstückstisch zusammen.

Erinnerst du dich noch an die PISA-Krise 2000? Für den Fall, dass nicht: PISA ist eine Studie, die international durchgeführt wird, um die schulischen Leistungen unterschiedlicher Länder miteinander zu vergleichen. Deutschland schnitt in dieser Studie schlecht ab, was zu bundesweiten Diskussionen führte.

Schüler hierzulande schneiden deshalb so schlecht ab, weil die Inneneinrichtung deutscher Klassenzimmer so aussieht, als hätte eine tollwütige Tine Wittler sie eingerichtet. Die Farbpalette umfasst genau zwei Farben: Grau und Dunkelgrau. Keine geeignete Arbeitsumgebung, um Kinder zu unterrichten, kreativ zu fördern und zu inspirieren.

Unser Frühstücksbuffet bot wesentlich mehr Farbe. Nach und nach füllte sich der Tisch: Von Käse-Trauben-Spießen über sauber drapierte Salami-Rosen bis hin zu Gurkenscheiben in Sternform war alles dabei. Die Brötchen wurden wie jedes Jahr von der Lehrerin bereitgestellt.

Aus meinem 4YOU-Tornister von Woolworth zog ich eine ausgebleichene rote Plastiktüte. Sie stammte aus einem türkischen Supermarkt und war wahrscheinlich älter als ich. Meine Mutter ist eine Meisterin darin, Plastiktüten aufzubewahren – schließlich konnten mit ihnen oft auch Jahre später Dinge transportiert werden. Außerdem band sie die festesten Knoten in Tüten, und es dauerte eine Weile, bis ich diesen gelöst hatte. Dann griff ich in die Tüte und stellte meinen Beitrag zum Frühstück auf den Tisch: ein großer Teller Maiskolben.

Die Lehrerin lachte ihr aufgesetztes Lachen, das sie Hamza und mir vorbehielt, und sagte: »Oh, schaut mal, Tahsim hat Maiskolben mitgebracht, wie schön.«

Ich reichte ihr den Teller. Für einen kurzen Moment war ich mit Stolz erfüllt und log: »Die sind frisch aus dem Garten meiner Mutter.«

## »Ausländerkinder« fördern

Das Schuljahr hatte gerade begonnen, und es dauerte nicht lange, bis Hamza und ich den veränderten Lehrplan zu spüren bekamen. Es war der Freitag der ersten Schulwoche, alle freuten sich auf das Wochenende. Doch noch bevor Hamza und ich das Klassenzimmer verlassen konnten, wurden wir von Frau R. zurückgehalten: »Hamza, Tahsim – ihr bleibt bitte noch.«

Sicher hatte einer von uns beiden vergessen, seinen Klassendienst zu erledigen, dachte ich. Ich lag falsch.

»Ihr werdet ab sofort jeden Freitag nach Schulschluss eine Stunde länger in der Schule bleiben. Eure Eltern sind bereits informiert.«

»Aber warum?«, fragte Hamza, in dessen Stimme ich selten so viel Lebendigkeit gehört hatte. Länger als nötig in der Schule bleiben zu müssen, ließ selbst ihn nervös werden. Wie er fragte auch ich mich, warum wir länger in der Schule bleiben mussten.

Unsere Lehrerin setzte ihr grässliches gezwungenes Lächeln auf und sagte: »Ihr werdet ab jetzt am Deutsch-Förderunterricht teilnehmen. Zusammen mit weiteren Kindern aus anderen Klassen. Das ist ein zusätzlicher Deutschunterricht, damit ihr dem Unterricht in der Klasse besser folgen könnt und irgendwann so gut seid wie alle anderen.«

Sie führte uns aus dem Klassenzimmer und in ein anderes Gebäude. Es war ein Gebäude, das wir sonst nicht betreten durften, weil sich dort das Büro der Schulleitung und das Sekretariat befanden. Am Eingang begrüßte uns eine Frau, die ich zuletzt bei unserer Einschulung gesehen hatte.

In förmlichem Ton übergab Frau R. uns an sie: »Frau B., das sind Hamza und Tahsim. Sie sind bereit für den Deutsch-Förderunterricht.«

Ich erinnerte mich: Frau B. war die Direktorin – sie leitete diesen Schuppen. Sie war eine schlanke und große Frau, deren Gesicht kaum eine Regung zeigte. Wie eine perfekt gegossene Kerze – eine dieser schicken, mit Perlen verzierten und parfümierten Kerzen, wie man sie bei Action für 2,99 € kaufen kann – stand sie vor uns. Zudem hatte sie ein erstaunlich längliches Gesicht mit hängenden Mundfalten und trug eine dicke schwarze Brille sowie einen feuerroten Bobschnitt.

Frau B. würdigte weder mich noch Hamza eines Blickes, bedankte sich bei unserer Lehrerin und führte uns in einen Arbeitsraum. Dieser sah noch trostloser aus als unser Klassenzimmer. Dort saßen nur drei Kinder an einem großen Tisch, die ich vom Schulhof kannte. Ein arabisches Mädchen, ein Junge aus Kamerun, der erst vor Kurzem nach Deutschland gekommen war, und ein russischer Junge.

Hamza und ich setzten uns zu ihnen. Frau B. setzte sich ebenfalls dazu. Sie roch nach einer Mischung aus Zigarettenrauch und einem Parfum der Douglas-Hausmarke. Ich blickte mich um und merkte, dass es für uns alle die erste

Deutsch-Förderstunde des neuen Schuljahres war. Alle wirkten nervös.

Das arabische Mädchen, das auch in der Gerüstlandschaft wohnte, sah aus, als hätte sie gerade geweint. Ich versuchte, sie nicht allzu lang anzustarren, damit sie sich nicht noch unwohler fühlte. Hamza dagegen hatte keine Scheu, und ich gab ihm unter dem Tisch einen Klaps auf die Hüfte, damit er die notwendige Ehrfurcht zeigte.

Der russische Junge kratzte aufgewühlt mit seinen Fingernägeln am Tisch. Das sah schmerzhaft aus und wirkte, als müsse er Stress abbauen.

Der andere Junge aus Kamerun lächelte, die ganze Zeit. Es war kein echtes Lächeln, es sah einstudiert und ängstlich aus. Wahrscheinlich verstand er noch weniger als wir, warum er hier saß.

Auch ich hatte nicht das Gefühl, dass ich im Deutschunterricht nicht hinterherkam. Vor allem die letzten Unterrichtsstunden hatten darin bestanden, aus der *Tobi-Fibel* zu lesen. Hattest du auch die Bücher mit Fara und Fu oder den Tobis? Schreibschrift zu lernen, war ebenfalls nichts, was mir besonders schwerfiel.

Frau B. hielt es scheinbar nicht für nötig, den Unterricht mit einer Vorstellungsrunde zu beginnen und uns von der nagenden Ungewissheit zu befreien. Stattdessen knallte sie eine Mappe auf den Tisch, entnahm dieser mehrere Exemplare desselben Arbeitsblattes und verteilte sie an uns.

Auf dem Papier standen einzelne zusammenhanglose Wörter, etwa »klein«, »Teller«, »Flasche«, »Tisch«, »laufen«, »Auto«, »hüpfen«, »Maus«. Unsere Aufgabe umfasste es, die Nomen zu identifizieren und dazu die korrekten Artikel aufzuschreiben. Etwas, das wir schon in der zweiten Klasse geübt hatten. Ohne weitere Anweisung widmeten wir uns den Arbeitsblättern, während sich die Schulleiterin zurücklehnte und in einem Buch blätterte.

War das alles? War das der Unterricht, der mein Deutsch »fördern« sollte? Mit einer Übung zur Verbesserung der Groß- und Kleinschreibung und der Wortarten, die wir schon kannten? Nichts leichter als das, dachte ich mir. Ist ja einfach. Also machte ich mich an die Arbeit.

Ich griff nach einem Bleistift und erinnerte mich zunächst an die Regeln für Nomen, die ich bereits verinnerlicht hatte: Kann ich es anfassen? Kann ich es haben? Kann es einen Begleiter haben, einen Artikel? Zuerst kreiste ich die Wörter ein, die diese Kriterien erfüllten. Dann schrieb ich sie korrekt mit dem dazugehörigen Artikel auf: »der Teller«, »die Flasche«, »das Auto«. Ich war schnell fertig, tat aber so, als würde ich noch arbeiten.

Der Junge aus Kamerun, ich nenne ihn mal Cedric, hatte offensichtlich Probleme: Nervös malte er mit dem Bleistift die Ecken des Blattes aus. Frau B. blätterte währenddessen ruhig in ihrem Buch. Als Cedric bemerkte, dass wir alle langsam fertig waren, wurde er immer unruhiger. Er rutschte auf seinem Stuhl hin und her und fuchtelte mit seinem Stift herum.

Ich beschloss, ihm zu helfen, denn Frau B. nahm keine Notiz von uns und las.

»Kannst du einen Teller anfassen?«, fragte ich ihn.

Cedric machte große Augen, starrte mich verzweifelt an und sagte etwas in einer Sprache, die ich nicht kannte – Französisch.

»Weißt du, was ein Teller ist?«, fragte ich weiter.

Er begann, laut zu lachen, als hätte ich einen Witz erzählt, und auch dieses Lachen klang fiebrig und aufgesetzt. Er lachte aus Verzweiflung, immer wieder befeuchtete er seine Lippen und presste sie zusammen. Er hatte Angst, panische Angst. Vor allem aber hatte er nicht die geringste Ahnung, warum er hier war, was ich von ihm wollte und was auf dem Zettel vor ihm stand.

Ich wandte mich an die Schulleiterin: »Er versteht die Aufgabe nicht. Ich glaube, er braucht Hilfe.«

Frau B. rückte mit abwesendem Blick ihre Brille zurecht, benetzte ihre Fingerspitze und blätterte weiter im Buch.

»Dafür ist er ja hier«, sagte ich mit mehr Nachdruck, »um sein Deutsch zu verbessern.«

Frau B. ignorierte mich weiter.

»Er kann kein Deutsch! Jetzt hilf ihm doch!«, rief ich aus und war selbst erschrocken darüber, wie laut ich geworden war.

Endlich schaute Frau B. von ihrem Buch auf, direkt in meine Augen. Sie legte das Buch weg, nahm die Brille ab und hob drohend den Zeigefinger: »Wenn du noch einmal so mit einer Lehrkraft sprichst, fliegst du von der Schule! Hast du mich

verstanden?« Sie schrie, und ich blieb still. »Hast du mich verstanden?«, donnerte ihre Stimme nun noch lauter.

Die plötzlichen Tränen auf Cedrics Wangen waren der Beweis dafür, dass er doch nicht so unbekümmert war. Er schwieg, doch sein eingefrorenes Lächeln ließ er nicht los. Warum hörte dieser Junge nicht auf zu lächeln, wenn es ihm doch offensichtlich schlecht ging?

»Bitte nicht schreien. Er hat Angst«, sagte ich und bemerkte, dass Frau B. Cedrics Zustand noch immer nicht wahrgenommen hatte.

Stattdessen wurde sie immer wütender: »Du bist jetzt sofort still und machst deine Aufgabe!«

»Bitte nicht schreien«, versuchte ich, sie zu beruhigen. Und schob hinterher: »Ich bin schon fertig und wollte helfen.«

Sie riss ein neues Arbeitsblatt aus ihrer Mappe und knallte es auf meinen Tisch: »Dann bearbeite das nächste Arbeitsblatt! Das Ausländerkind muss es allein lösen, dafür ist es hier. So wie ihr alle!«, sagte sie in scharfem Ton.

Hamza, das arabische Mädchen und der russische Junge schwiegen betroffen, Cedric zitterte am ganzen Körper. Ich schob meinen Stuhl näher an seinen, um ihm zu zeigen, dass er nicht allein war, dass ich ihn unterstützte.

Ich legte mein ausgefülltes Blatt für ihn gut sichtbar zwischen uns auf den Tisch. Dann zeigte ich darauf und schaute ihn an. Er verstand mein Angebot und begann, meine Lösungen auf sein Arbeitsblatt zu übertragen. Schweigend saßen wir,

einer ängstlicher als der andere, weitere dreißig Minuten im Gruppenarbeitsraum.

Ich komme aus einer kurdischen Familie, die in der Gerüstlandschaft lebte. Bei uns war es immer laut. Was für weiße Deutsche Lärm ist, gehört für uns dazu. Aber es ist ein wohliger, von Freude erfüllter Lärm – Jubel über geschossene Tore, lautes Lachen, Musikvideos im Fernsehen auf voller Lautstärke, Familienabende, bei denen keiner den anderen ausreden ließ.

Schreien, das gegen dich gerichtet ist, ist etwas anderes. Es ist so Furcht einflößend, dass du dir wünschst, deine Seele würde deinen Körper verlassen. Zugegeben, als Lehrkraft zu arbeiten, ist sicherlich nicht immer leicht. Aber Kinder anzuschreien, um die eigene Macht zu demonstrieren, darf niemals Teil der pädagogischen Praxis sein – in keiner Situation. Und schon gar nicht, wenn es den Schülern so offensichtlich schlecht geht, wie es Cedric damals ging. Er war orientierungslos und überfordert – und unsere Lehrerin trug nur noch mehr zu seiner Verunsicherung bei.

Die Stille im Unterrichtsraum war bedrückend. Niemand wagte, auch nur ein Wort zu sagen oder irgendeine Regung zu zeigen.

Als die Zeit um war, verabschiedete uns Frau B. mit einem kühlen Blick und den Worten: »Nächsten Freitag, gleiche Zeit, gleicher Raum.«

Cedric sprang auf, ohne ein weiteres Wort zu sagen. Er eilte zur Tür, das Lächeln war noch immer auf seinem Gesicht festgetackert. Hamza und ich folgten ihm. Aber er war zu schnell und hatte das Schulgelände schon verlassen.

Von nun an sahen wir Cedric jeden Freitag im Deutsch-Förderunterricht. Er wurde mutiger und selbstbewusster, und er lernte Deutsch – wenn auch nicht im Deutsch-Förderunterricht. Wir alle besuchten den Unterricht noch ein ganzes Jahr lang – bis zum Ende der vierten Klasse. Alles, was wir taten, war das stille Bearbeiten von Arbeitsblättern. Verständnisfragen waren uns nicht gestattet.

Ob das meine Teilnahme am regulären Deutschunterricht oder gar meine allgemeine Sprachkompetenz verbessert hat? Ich bezweifle es. Das Einzige, was ich heute mit Sicherheit sagen kann, ist, dass ich in diesen Freitagsstunden gelernt habe, dass weiße Lehrkräfte sich nicht scheuten, ihren Rassismus uns Kindern gegenüber auszuleben.

Nach dem ersten Deutsch-Förderunterricht konnte ich es kaum erwarten, zu Hause anzukommen. Ich war erschöpft und brauchte das Wochenende. Ich ging die Treppe hoch, an der Haustür meines Großvaters vorbei, bis ich im obersten Stock war. Ich klingelte, und meine Mutter öffnete die Tür.

Wie immer begrüßte sie mich mit: »Ah, Tahsim, bist du nach Hause gekommen?«

Ich musste mir immer verkneifen zu sagen: »Neeeee, weißt du?! Ich bin gerade in Narnia angekommen!«

Auf dem Weg ins Wohnzimmer zog ich meine Schuhe aus und warf meinen Schulranzen in eine Ecke meines Zimmers. Ich wollte an nichts denken, nichts fühlen, die Anspannung des Deutsch-Förderunterrichts loswerden und stumpf fernsehen.

Zu meinem Bedauern stellte ich jedoch fest, dass meine drei Geschwister das Wohnzimmer bereits eingenommen hatten. Mir fehlte die Kraft für einen Kampf um die Fernbedienung. Ich würde ohnehin nicht weit kommen – wie ich sie kannte, hatten sie bereits eine Reihenfolge festgelegt.

Also ging ich in die Küche, in der meine Mutter über ein paar Zettel gebeugt am Tisch saß. »Gut, dass du da bist. Komm, du musst mir helfen, mein Sohn.« Im Kurdischen gibt es die Angewohnheit, Kinder als das anzusprechen, was sie sind: »mein Sohn«, »meine Tochter«. An guten Tagen verwenden meine Eltern Kosenamen, so etwas wie »Dilemin« (»mein Herz«), »Kezebamin« (»meine Leber«) oder »Cavemin« (»mein Auge«). Kurden drücken ihre Liebe gerne aus, indem sie die adressierte Person mit lebenswichtigen Organen gleichsetzen. Schön, aber auch ein bisschen makaber.

Ich sah, dass sie einen Stift in der Hand hielt. Ein seltener Anblick. Auf dem Papier vor ihr war oben in der Ecke das Logo der Volkshochschule abgedruckt. Ihre Augen funkelten stolz: »Deine Mutter geht jetzt auch zur Schule.«

Ich wollte sie umarmen. Nicht, weil ich dachte, dass es längst überfällig sei. Sondern weil ich ihre alltägliche Last kannte. Ich

wollte sie umarmen, weil das Erlernen einer Sprache neben der Betreuung von uns Kindern und der Lohnarbeit schlicht eine zusätzliche Belastung darstellen musste.

Sie war motiviert, und ich war es auch. Ich schaute auf den Zettel, und meine Stimmung änderte sich sehr schnell: Es ging um Nomen – wie heute im Förderunterricht. Auf ihrem Arbeitsblatt war ein Obstkorb abgebildet, daneben waren verschiedene Obstsorten mit den dazugehörigen Artikeln aufgelistet. Meine Mutter sollte die Verbindung zwischen den Bildern und den Worten herstellen. Wir gingen die Aufgabe gemeinsam durch. Anschließend brachte ich ihr die Nomen-Regeln bei, die ich selbst heute hatte wiederholen müssen. Meine Mutter verstand, anders als Cedric, alles. Nicht weil sie schlauer war, sondern weil sie hier bei uns in der Küche frei von Angst lernen konnte. Wenn du dich sicher fühlst, lernst du besser. Motiviert, als hätte sie eine neue Superkraft an sich entdeckt, wandte meine Mutter ihr neues Wissen an. Sie sah sich in der Küche um: »Çay ist ein Nomen«, sagte sie und strahlte.

»Genau«, bestätigte ich. Ich stand auf, lief im Raum umher und fragte auf Kurdisch: »Schau, ich laufe. Ist ›laufen‹ ein Nomen?«

Sie überlegte kurz und sagte schließlich: »Nein, weil ich das nicht anfassen oder haben kann. Kein Nomen?«

»Richtig!« Wir freuten uns.

Die Tür ging auf, und mein Vater kam herein, müde und hungrig von der Arbeit. Meine Mutter schaute ihn an und sagte:

»Guck mal, ein hungriges Nomen.« Wir lachten. Es war ein schöner Moment.

Meine Mutter und ich hatten heute beide etwas über Nomen gelernt. Sie hier in der Küche mit ihrem Sohn als Lehrer. Ich heute in der Schule mit einer böartigen Lehrerin. Cedric hatte heute nichts gelernt.

## **Nn || Nomen**

**[no:mən]**

Nomen, auch unter den Begriffen Substantiv, Namenwort oder Hauptwort bekannt, werden in der deutschen Sprache verwendet, um Menschen, Tiere, Pflanzen, Gegenstände oder Berufe zu bezeichnen. Dabei kann man ganz leicht überprüfen, ob es sich bei einem Wort um ein Nomen handelt. Beschreibt das Wort etwas, das man anfassen, sehen oder fühlen kann? Dann ist es ein Nomen!

**(das) Heimatdorf, (der) Asylantrag, (das) Ausländerkind, (die) Existenzangst, (das) Frühstücksbuffet, (die) Ausländerbehörde**

## »Mama, was ist der Plural?«

**Z**u den fragwürdigen Praktiken unserer Schule gehörte auch der alljährliche Herbstbasar. Dabei handelte es sich um eine Veranstaltung kurz vor den Herbstferien, bei der die Turnhalle zu einer Art Flohmarkt wurde, auf dem Eltern mit ihren Kindern selbst gemachte Speisen und Getränke verkauften. Die Erlöse flossen in die Klassenkassen oder wurden zur Finanzierung von für mich seltsamen Dingen wie dem Fahrrad-oder Füllerführerschein verwendet.

Der Herbstbasar war das Highlight des Jahres an meiner Grundschule: Im Grunde war es ein Sehen und Gesehen-Werden. Mütter kramten ihre besten Rezepte heraus, um mit ihrem Stand zu überzeugen. Wir Kinder zogen uns ordentlich an, und die ganze Stimmung hatte etwas von einer Wohltätigkeitsgala. Meine Mutter und ich hatten auch einen kleinen Tisch bekommen, der als Stand dienen sollte – beladen mit Schüsseln und Tablets, bahnten wir uns unseren Weg.

Es war die vierte Klasse, und wir waren in meinem letzten Schuljahr angekommen, bevor es für mich im Spätsommer auf die weiterführende Schule gehen sollte. In meiner gesamten Grundschulzeit hatte meine Mutter nur selten Schulveranstaltungen besucht. Und wenn sie doch kam, war sie nervös. Sie schämte sich, das spürte ich. Ein Gefühl der

Verlegenheit machte sich dann in uns beiden breit. Schließlich war meine Mutter einer der mir vertrautesten Menschen, und es verunsicherte auch mich, wenn banale Anlässe wie ein Schulfest oder ein gemeinsamer Restaurantbesuch sie in eine schüchterne Frau verwandelten.

Unbeholfen und fast kindlich stellte sie die große Plastikschüssel auf unseren Stand. Ich tat es ihr mit den beiden Tablettts gleich. Der Duft von frischem Waffelteig und Zimt, der sich in der Turnhalle breitgemacht hatte, ließ mich fast vergessen, dass sich hier an Wochentagen schreiende Kinder beim Völkerball aus dem Leben schossen und es sonst nach Schweiß und Urin roch. Die abstoßende Aura der Turnhalle war immer noch zu spüren, wenn auch nicht mehr durch die Gerüche, sondern durch die merkwürdigen Menschen, die sich hier herumtrieben.

Meine Mutter zog die Alufolie von der großen Schüssel, und der Kisir, ein feuerroter Bulgursalat, kam zum Vorschein.

*Dieser Bulgursalat schmeckt wirklich ausgezeichnet, deshalb bekommst du das Rezept von meiner Mutter:*

- *3–4 Frühlingszwiebeln*
- *frische Petersilie*
- *2–3 Tomaten*
- *1 Salatgurke*
- *Saft einer Zitrone*
- *2 Gläser feiner Bulgur (gibt es im türkischen Supermarkt)*

- 3 Gläser heißes Wasser
- 3 EL Olivenöl
- 2 EL Tomatenmark
- ½ EL Paprikamark (auch im türkischen Supermarkt erhältlich)
- 1–2 EL Granatapfelsirup (aber den guten 100%igen)
- etwas Salz

*Zuerst übergießt du den Bulgur mit kochendem Wasser und lässt ihn abgedeckt quellen. Nach zehn Minuten gibst du das Tomaten- und das Paprikamark dazu und hebst sie so lange unter, bis der Bulgur eine gleichmäßige rote Farbe angenommen hat. Optional kannst du das Mark vorher mit einer kleinen Zwiebel in der Pfanne anbraten. Im Grunde musst du dann nur noch alle Gemüsezutaten klein schneiden, Sirup, Salz, etwas Öl und Zitrone dazugeben – und dann hast du den Salat, also den fertigen Bulgursalat.*

*Kein weltbewegendes Rezept, aber damals in der Schule »exotisch« genug, um deutsche Mütter in Aufregung zu versetzen.*

Ehe wir uns versahen, lief die erste Mutter – eine Frau mit einem gestuften Bob, der an den Spitzen braun gefärbt und etwas ausgefranst war, und die mich irgendwie an einen Jack Russell Terrier erinnerte – auf unseren Stand zu: »Hallo, Frau Durgun, wie schön, dass Sie da sind. Ich bin Mareikes Mutter«, sagte sie mit piepsiger Stimme.

Meine Mutter war peinlich berührt, weil sie nicht wusste, wie sie sich verhalten sollte. Sie fing sich und holte ihr bestes Deutsch hervor: »Hallo.«

Mareikes Mutter übergang die kurze Antwort meiner Mutter und sagte: »Wir haben während der Planung des Basars mehrmals versucht, Sie zu erreichen. Aber ich weiß ja, wie das ist, wenn man mehrere Kinder hat. Das absolute Chaos zu Hause – ach, hör bloß auf. Herrje.« Es schien, als würde ihr Körper bei jedem gesprochenen Satz tanzen.

Das war zu viel für meine Mutter, und ihre Sprachlosigkeit setzte ein. Ich musste übernehmen: »Unser Haustelefon war kaputt, sorry! Aber meine Mutter hat trotzdem was mitgebracht«, log ich und deutete auf den Salat und die mit Hackfleisch gefüllten Börek daneben.

»Ah«, sagte Mareikes Mutter misstrauisch und ohne mich anzusehen. Ohnehin schien sie den Blickkontakt mit mir zu meiden. Vielleicht, weil Mareike ihr von der Schlachtung des Schafes erzählt hatte und davon, dass sie wegen dieser Stuhlkreis-Geschichte geweint hatte.

»Ja«, sagte sie dann weiter mit hochgezogener Augenbraue, »ich habe schon gesehen, dass ihr ordentlich aufgetischt habt – oder besser gesagt, man riecht es.«

Inzwischen hatten sich weitere Mütter um unseren Tisch geschart. Alle schauten neugierig auf unsere Schüssel. Eine von ihnen griff sogar frech nach einem Plastiklöffel, steckte ihn in den Kisir und probierte davon: »Mein Gott, ist das scharf! Wie

sollen die Kinder das essen, ich bekomme es ja nicht einmal hinunter.«

»Was genau ist das?«, fragte Mareikes Mutter und nahm dabei meine Mutter in den Blick, als wäre ich nicht da und als wolle sie meine Mutter testen.

Meine Mutter antwortete mit zitternder Stimme: »Ehm – das so diese – diese ist Salat. Bulgur, kennst du?«

Mareikes Mutter sah sie weiterhin unentwegt an, zeigte auf die Börek und sagte knapp: »Ja, schon gehört – und das hier? Was ist da drin?«, fragte sie und zeigte auf die Börek.

Meine Mutter reichte ihr das Tablett: »Diese heißt Börek. Lecker. Hier, bitte schön.«

»Was genau ist Börek?«, hakte Mareikes Mutter nach. »Ich will nicht unhöflich sein, aber ich habe viele Unverträglichkeiten«, schob die Undankbare hinterher.

Mama geriet ins Straucheln – wieder mein Kommando –, und ich setzte an: »Das sind einfach ...«

Mareikes Mutter unterbrach mich und lächelte dabei das aufgesetzte Lächeln meiner Lehrerinnen: »Herrje, Tahsim! Ich rede mit deiner Mutter. Ich würde sie gerne besser kennenlernen.«

Meine Mutter lachte. Sie verstand nicht, was gerade passierte, und setzte erneut an: »Mehl, Wasser, Hifa 9, eine Ei, Salz. Alles so kneten. Schöne Teig machen, kannst du?«

Scham stieg in mir auf. Ich konnte mir diese Scham nicht erklären. Ich wusste nur, dass ich mich nicht für meine Mutter

schämte. Aber ihre hilflosen Versuche, sich mitzuteilen, ließen dieses unangenehme Gefühl in mir aufsteigen. Andererseits dachte ich mir: »Wer bin ich, dass ich mich schäme, wenn sie den Mut hat, der überheblichen Mutter von Mareike mit einzelnen Wortfetzen zu erklären, wie man Börek macht? Scheiß auf die!«

Und so griff ich wieder ein: »Das sind Teigtaschen wie Maultaschen oder so. Keine große Sache. Probier doch mal!«

Sie ließ sich überzeugen, biss von dem Börek ab – und es schien ihr zu schmecken. »Mhm, wirklich gut«, sagte sie, während sie sich ein weiteres Stück in den Mund schob.

Ich wollte meine Mutter rächen, also sagte ich freundlich lächelnd: »Ja, das Tier dafür haben wir heute Morgen geschlachtet. War noch ein Baby. Da ist ganz viel Blut rausgekommen. Hat alles vollgespritzt. Nicht wahr, Mama?«

Mareikes Mutter starrte mich angeekelt und mit offenem Mund an.

»Ja, richtig lecker«, sagte meine Mama, die keine Ahnung hatte, wovon ich sprach.

Mareikes Mutter war eine Frau mit Stil. Mit Stil meine ich charakterlose Jack-Wolfskin-Jacken in Pastelltönen, zu denen ihr Ehemann wahrscheinlich eine für den Partnerlook passende Variante besaß. Entsprechend spuckte sie das Börek nicht aus, sondern schluckte es mit sichtbarer Mühe hinunter. Ich hörte, wie der letzte Bissen ihre Speiseröhre hinunterrutschte, ihr Gesicht verzog sich.

Angesichts ihres Schmerzes wurde mein Lächeln noch freundlicher. Auch sie lächelte. Aber es diente wohl eher dazu, ihr Gesicht zu wahren und sich nicht vor all den anderen Müttern zu übergeben, die sie dafür dann ebenso vernichtend angesehen hätten wie sie meine Mutter.

Nachdem Mareikes Mutter einigermaßen zu sich gekommen war, sagte sie mit hochrotem Kopf: »Frau Durgun, ich gebe diese Information an die Klassenlehrerin weiter. Ich denke, dass sie wissen sollte, was hier los ist.«

Meine Mutter nickte entgegenkommend und antwortete wie eine CD, die festhing: »Ja, richtig lecker.« Mareikes Mutter schaute jetzt noch verstörter, und ich war froh, dass meine kleine Racheaktion sie in Verlegenheit gebracht hatte.

Nach einem kurzen Augenblick – sie wollte offensichtlich schnell weg von uns und dem Baby-Tier-Börek – zog sie aus ihrer Handtasche ein paar Kärtchen, die sich zu kleinen Schildchen falten ließen. Sie drückte meiner Mutter zwei dieser Kärtchen und einen Stift in die Hand und sagte mürrisch: »Bitte schreiben Sie die Namen dieser Gerichte auf diese Kärtchen, damit jeder weiß, was hier verkauft wird.«

Wieder lächelte meine Mutter und bedankte sich, aber diesmal ohne ein »Ja, richtig lecker« hinterherzuschieben.

Anstatt unseren Stand nun zu verlassen, starrte Mareikes Mutter meine Mama eindringlich an. Irgendwann räusperte sie sich und sagte langsam: »Ich brauche meinen Stift, würden Sie bitte die Kärtchen beschriften, Frau Durgun?«

Wieder stieg in mir das Bedürfnis auf, meine Mutter, die in ihrem Leben schon vieles durchgemacht hatte, vor dieser perfiden Frau ohne Schamgefühl zu retten: »Bitte sehr«, sagte ich und gab ihr den Stift zurück, »meine Mutter hat ihre eigenen Stifte dabei und macht das gleich, danke.«

Mareikes Mutter verließ den Stand, ließ es sich aber nicht nehmen, uns einen letzten bösen Blick zuzuwerfen.

Ich nahm meiner Mutter die Kärtchen ab. Als unsere Hände sich kurz berührten, spürte ich, wie rau und trocken sie waren – die Folge ihrer täglichen Arbeit. Auch der Arbeit, die sie sich für diesen Basar gemacht hatte.

Warum hieß diese bescheuerte Veranstaltung, die in einer stinkenden Turnhalle stattfand, wo sich ein paar weiße Mütter drängten, um andere zu beurteilen und zu verurteilen, eigentlich »Basar«? Das war schließlich das altpersische Wort für »Markt«. Der »zu scharfe« Kisir meiner Mutter hatte damit sicher mehr zu tun als der Fantakuchen von Mareikes Mutter.

Ich kramte einen Stift hervor und beschriftete die Kärtchen. Auf dem ersten stand in schnörkeliger Schrift: »Kisir (Salat, bisschen scharf)«. Auf das zweite schrieb ich: »Börek (Teigtaschen mit Hackfleisch von Aldi)«.

Meine Mutter und ich überstanden den »Basar« und gingen mit leeren Schüsseln und Tablett nach Hause.

Jetzt hieß es nur noch ein Halbjahr, dann wäre die Grundschule vorbei. Ein ganz schön aufregendes Gefühl, aber irgendwie

auch befreiend.

In Niedersachsen wird den Eltern der vierten Klasse am Ende des Jahres eine Schulempfehlung für ihre Kinder ausgesprochen. Spoiler: Mir wurde die Hauptschule empfohlen. Zum Glück hielt sich meine Mutter aber nicht an diese fragwürdige Empfehlung und meldete mich stattdessen an einer Gesamtschule mit gymnasialer Oberstufe an. Die beste Entscheidung, die sie treffen konnte.

Auf dieser Gesamtschule hatte ich die zwei besten Klassenlehrer, die man sich vorstellen kann. Ihnen war es egal, dass ich aus der Gerüstlandschaft kam und dass meine Eltern nicht zu den Elternabenden oder außerschulischen Aktivitäten kamen. Sie haben mir gezeigt, dass die Schule ein Ort sein kann, an dem man seine Persönlichkeit entwickeln kann und an dem Bildung Spaß macht.

Ich muss aber leider zugeben, dass ich diese Gutmütigkeit hier und da auch schamlos ausgenutzt habe. Zum Beispiel an Elternsprechtagen, bei denen ich meine Mutter natürlich zum Übersetzen begleiten musste.

Die Gesamtschule lief zwar gut für mich, aber da gab es ein Fach, das auch bei mir Schweißausbrüche auslöste: Mathe. Wenn meine Lehrerin meiner Mutter offenbarte, dass ihr kleiner Tahsim in Mathe hinterher ist und mit der Klasse nicht mithalten kann, übersetzte ich für meine Mutter voller Überzeugung: »Tahsims mathematische Fähigkeiten

entsprechen voll dem Standard, und Ihr Sohn ist ein Strahlemann.«

Aber genug von meinem weiteren schulischen Werdegang. Noch war ich in der Grundschule und musste Mareikes Mutter für den Rest des Schuljahres ertragen. Immer wieder war sie ganz vorn, wenn es hieß, umsorgende Elternpräsenz auf dem Schulhof zu zeigen. Wenn du mir aber damals erzählt hättest, dass diese Frau viel später noch mal eine tragende Rolle auf meinem Weg vom Digimon-Tahsim zum sprachgewandten Bösewicht-Tahsim spielen würde, hätte ich dir nicht geglaubt. Doch wie lautet das Zitat so schön? »You either die a hero, or you live long enough to see yourself become the villain«. **10**

## Villain Origin Story

Ich war fünf Jahre alt, als ich meinen ersten Ablehnungsbescheid von der Ausländerbehörde erhielt. Ich war fünf Jahre alt, als mir auf einem Stück Papier mitgeteilt wurde: Du gehörst nicht in das Land, in dem du geboren wurdest. Nun folgt die Geschichte, die mich dazu brachte, mein Deutsch zu perfektionieren: Dies ist die Geschichte davon, wie ich lernte, Deutschland zu hassen – dies ist meine Villain Origin Story.

Deutsche Behörden waren mir nicht fremd, schließlich besuchte ich sie seit meiner frühesten Kindheit als unfreiwilliger Dolmetscher. Sie erschienen mir lange nicht bedrohlich, bis zu einem Wendepunkt, der alles veränderte.

Ich war 14 Jahre alt, als ich wieder hinter irgendeinem Busch stand, um Sonnenblumenkerne in der Erde zu vergraben, als mich eine Hand am Kragen packte. Jäh wurde ich aus meiner Gartenarbeit auf den hässlichen Asphalt gerissen. Mein Vater stand vor mir.

»Was machst du in den Büschen?«, fragte er ungehalten.

»Etwas für die Schule. Eine Hausaufgabe«, log ich routiniert.

»Komm hoch. Wir brauchen dich«, sagte er und wandte sich ab.

Ich folgte ihm die Treppe hinauf in unsere Wohnung, die an diesem Tag voller war als sonst. Am Wochenende stand die Hochzeit meines Cousins an, und aus allen Himmelsrichtungen waren Verwandte angereist. Unsere Wohnung diente als Unterkunft. Mein Zimmer teilte ich mir mit drei anderen Personen.

Meine Mutter saß an ihrem Lieblingsplatz in der Küche – vor ihr ausgebreitet lag ein Berg von Briefen. Sie hielt einen mehrseitigen in der Hand und betrachtete ihn nachdenklich. Sie konnte ihn zwar nicht lesen, aber sie war eine Meisterin darin, anhand der Formatierung, der Papierdicke und der Unterschrift auf die Relevanz des Briefes zu schließen.

Als sie mich sah, machte sie eine auffordernde Kopfbewegung in meine Richtung, die mir bedeutete, mich neben sie auf die Bank zu setzen. Ohne zu zögern, nahm ich den Brief. Der Übersetzungsmodus in meinem Hirn war bereits eingeschaltet. Schon die Überschrift versetzte mir allerdings einen Schlag in die Magengrube:

»Widerruf der Asylberechtigung/Flüchtlingseigenschaft«.

Der Adressat war ich. Dann sah ich, dass auf dem Tisch zwei weitere Briefe mit diesem Betreff lagen, die an meine Schwestern gerichtet waren. Bis auf die Anrede stand in allen Briefen das Gleiche:

*Sehr geehrter Herr Durgun,  
bezüglich Ihrer asylrechtlichen Begünstigung ist ein  
Widerrufsverfahren gemäß § 73 Asylverfahrensgesetz*

*(AsylVfG) eingeleitet worden. Sie waren anerkannt worden, weil Sie Yezide sind und zum Zeitpunkt Ihrer Anerkennung die Yeziden in der Türkei einer unmittelbaren Gruppenverfolgung unterlagen. Inzwischen liegt diese grundsätzlich nicht mehr vor.*

*Nach derzeitiger Aktenlage können Sie sich nicht auf zwingende, auf früheren Verfolgungen beruhende Gründe berufen.*

*Es ist daher beabsichtigt, die asylrechtliche Begünstigung zu widerrufen und dabei festzustellen, dass keine Abschiebungsverbote nach § 60 Abs. 5 und Abs. 7 Aufenthaltsgesetz (AufenthG) vorliegen.*

*Ich gebe Ihnen hiermit Gelegenheit, sich zu dieser beabsichtigten Entscheidung innerhalb eines Monats nach Zugang dieses Schreibens schriftlich oder persönlich zu äußern. Legen Sie bitte in deutscher Sprache die Gründe dar, ggfs. unter Vorlage entsprechender Nachweise, die nach Ihrer Meinung einer Aufhebung der Begünstigung und einer damit folgenden Abschiebung entgegenstehen.*

Die Schreiben endeten mit einer Aufzählung der Unterlagen, die wir unseren Antworten beilegen sollten.

Bevor ich auf das Chaos eingehe, das durch diese Briefe ausgelöst wurde, ein paar Randbemerkungen, um die Zusammenhänge besser zu verstehen: Weder meine Geschwister noch ich haben Fluchterfahrungen. Wir sind alle in Deutschland geboren und aufgewachsen und kennen kein

anderes Land als Deutschland. Die weiteste Reise, die ich zu diesem Zeitpunkt gemacht habe, war nach Hannover. Trotzdem wurden wir beim Bundesamt für Migration und Flucht als Menschen mit Asylberechtigung geführt, weil wir keine Staatsangehörigkeit hatten – weder eine deutsche noch eine türkische.

Dies, der Hintergrund der yezidischen Geschichte und weitere komplexe Strukturen, die ich hier nicht aufdröseln möchte, führten dazu, dass wir als »Personen mit Flüchtlingseigenschaft« registriert wurden. Was für ein absurder Titel. Unser einziges Ausweisdokument war bisher ein befristeter Aufenthaltstitel. Der nun abzulaufen drohte.

Ich musste meine Gedanken ordnen, doch aufgrund des Schocks machte mir mein Kurdisch einen Strich durch die Rechnung – die einfachsten Wörter für »Termin« oder »Dokumente« fielen mir nicht mehr ein. Ich konnte das alles nur noch mit »großes Problem« übersetzen.

Meine Eltern wurden zusehends ungeduldiger und ängstlicher und fragten nach: »Was steht da drin? Sag schon«, forderte mein Vater mich mit Nachdruck auf.

Meine Mutter suchte in meinem Gesicht nach Hinweisen: »Es ist etwas Schlimmes, nicht wahr, mein Sohn? Sie wollen Geld? Ich sehe keine Zahlen. Das ist gut – kein Geld. Was steht da drin?«

Ich dachte an das Dorf meiner Eltern in der Türkei. Könnte ich dort leben? Irgendeine Arbeit würde ich dort sicher finden. Als Hirte oder Landwirt vielleicht? Aber mit meinem Kurdisch

käme ich nicht weit. Und mit meinem Türkisch schon gar nicht. Ich bemerkte, dass ich begonnen hatte, meine Muttersprache zu verlieren und damit auch in gewisser Weise den Kontakt zu meiner Mutter. In diesem Moment fühlte ich mich von allem abgeschnitten: von meinem Wohnort, von der Landschaft, von meinen Vorfahren im Heimatdorf meiner Mutter.

Ihr fragender Blick durchbohrte mich noch immer, und wo er mich traf, hatte mein schlechtes Gewissen Platz, sich auszubreiten. Gleich müsste ich ihnen sagen, was da drin steht.

»Wir müssen einen Termin vereinbaren. Ich rufe gleich an«, sagte ich und verließ ohne ein weiteres Wort die Küche.

Meine Mutter lief mir in den Flur hinterher und rief mit lauter Stimme: »Sag mir, was in dem Brief steht, Tahsim!« Auch mein Vater war von ihrem Ton eingeschüchtert.

Ich antwortete, so nüchtern ich konnte: »In dem Brief steht, dass ich vielleicht Deutschland verlassen muss. Da sind noch Briefe für Dilan und Gülistan. Da wird das Gleiche stehen. Wir müssen so schnell wie möglich zur Ausländerbehörde. Wir haben nur einen Monat Zeit.«

Mit einer Hand hielt ich den Hörer, begann aber noch nicht zu wählen, denn in der Küche brachen zuerst Unruhe und dann ein Streit aus: »Ich hab's dir doch gesagt«, fauchte meine Mutter aufgebracht. »Von Anfang an habe ich dir gesagt, dass das nicht lange gut gehen kann!«

Mein Vater wies den Vorwurf von sich: »Wage es nicht, mir die Schuld zu geben! Wie kann ich so was denn ahnen?!« Auf

der Suche nach einem Schuldigen entstand ein hitziger Schlagabtausch.

Ich rannte zurück in die Küche und schrie noch lauter als die beiden: »Seid still! Alle beide! Seid still, damit ich da anrufen kann! Sollen das alle hören? Außerdem sind die anderen gleich da. Seid verdammt noch mal still und lasst mich das klären!«

Zwei Wochen später stieg ich mit meiner Mutter und Dilan in den Bus. Meine Mutter setzte sich auf einen Einzelplatz direkt hinter dem Busfahrer – dort, wo normalerweise Kinder saßen, die ein laminiertes Busticket um den Hals trugen. Sie aber saß dort, weil sie einmal bei einer Vollbremsung im Bus von ihrem Platz gefallen und mit dem Kopf gegen eine Haltestange geknallt war. Die Wunde musste hinterher genäht werden. Seitdem fühlte sie sich auf dem Platz hinter dem Busfahrer sicher.

Dilan und ich hatten nebeneinander und weiter hinten im Bus Plätze eingenommen. Auf meinem Sony-Ericsson-Handy hörte ich den Remix von »Für immer jung« von Bushido und Karel Gott.

Dilan tippte mir auf die Schulter. Genervt nahm ich einen Kopfhörer aus dem Ohr: »Was willst du?«

Sie sah etwas müde und ängstlich aus und fragte: »Meinst du, wir fahren da umsonst hin?«

Ich dachte nach, dann antwortete ich: »Keine Ahnung, Dilan. Ich arbeite da nicht, und ich weiß auch nicht, was für einen

Sachbearbeiter wir haben werden. Es kommt darauf an, ob wir 'n Arschloch erwischen oder nicht.«

Ich steckte den Kopfhörer wieder ins Ohr, um mit dem schlecht produzierten Hip-Hop-Beat meine Nerven zu entspannen, doch Dilan wollte weiterreden: »Es gibt da einen Mann, Herr B. – der ist nett«, sagte sie.

»Ja, schön«, erwiderte ich, »wie gesagt, keine Ahnung.«

Als die Durchsage erklang, die unsere Haltestelle »Am Pferdemarkt« ankündigte, schaute Dilan mir noch einmal hastig in die Augen und sagte: »Du musst das hinkriegen. Ich kann nicht so gut reden wie du. Und Mama, sie kann gar nicht reden.« Jetzt hatte ich keine Lust mehr auf Karel Gott.

An der Haltestelle befanden sich das Bürgerbüro für normale Bürgerangelegenheiten und auch das Ausländerbüro für Ausländerangelegenheiten. Wir stiegen alle drei aus. Meine Mutter hatte eine schwarze Ledertasche dabei, darin eine Plastikmappe, in der die vorbereiteten Unterlagen abgeheftet waren. Wir schlängelten uns durch das mittelstädtische Chaos Oldenburgs, vorbei an Menschenmassen und rasenden Autos, bis wir vor dem Eingang des Gebäudekomplexes standen: ein in freundlichem Gelb gestrichener Altbau.

Wortlos betraten wir das Gebäude. Im Erdgeschoss befand sich das Bürgerbüro, das wir ignorierten. Stattdessen gingen wir direkt die weiße Treppe in der Eingangshalle hinauf. Im ersten Stock befand sich die Abteilung für Ausländer- und Asylrecht – unsere Abteilung. Wir blieben vor der Glastür stehen.

Dilan klingelte. Ein paar Sekunden vergingen, und ich merkte, wie wir durch eine Überwachungskamera über der Tür beobachtet wurden. Plötzlich schwang die Tür auf, und wir blickten auf einen sehr langen Flur, von dem links und rechts Türen abgingen. Wir waren genau sechs Minuten zu früh und setzten uns auf die metallenen Stühle im Flur.

Das Warten gestaltete sich als quälende Überraschungsshow, denn wir wussten nie, welche der Türen sich gleich für uns öffnen würde. Ich stellte mir vor, dass hinter jeder Tür eine eigene Welt lag, eine eigene Herausforderung, die wir meistern mussten und die über den Ausgang unseres Tages entscheiden würde. Ich suchte mir eine Tür aus, von der ich vermutete, dass sich hinter ihr ein netter Mitarbeiter verbarg, der uns freundlich gesonnen sein würde.

Dilan las neben mir laut ein Plakat vor, das auf der anderen Seite des Flurs hing, und riss mich zurück in die Realität. Darauf waren Menschen unterschiedlichster Herkunft zu sehen, die alle fröhlich in die Kamera lächelten: eine Frau mit Kopftuch, Brille und Arztkittel, neben ihr eine Schwarze Frau in Baustellenkleidung und mit Schutzhelm, daneben ein türkisch aussehender Mann in schickem Anzug und ein junger Mann in Polizeiuniform, den ich als ostasiatisch wahrnahm. Über ihnen prangte der Schriftzug:

»Perspektivlos? Nein! Für gelungene Integration!«

Ich schaute zu meiner Mutter hinüber, die sich die Nase putzte. Keiner der Menschen auf dem Plakat hatte etwas mit ihr gemeinsam. War das Integration? War das unser Schlüssel zum

Erfolg in der Ausländerbehörde – eine Ärztin oder Anwältin als Mutter zu haben? Falls ja, würden wir heute nicht weit kommen.

Die von mir gewählte Tür öffnete sich – das musste ein gutes Zeichen sein. Im Türrahmen stand ein Mann – kein Beamter, sondern einer vom Sicherheitspersonal. Er schaute uns an und sagte feindselig: »Nur zwei Personen.«

Dilan und ich blickten einander an. Wer von uns sollte reingehen? Ich verdrehte die Augen und sagte zu ihr: »Warte hier.«

Meine Mutter und ich betraten das Büro. Es roch nach Kaffee und nach Lösemittel, wahrscheinlich Nagellack. Der Raum war wie jedes Büro in der Ausländerbehörde. Am Schreibtisch saß eine Sachbearbeiterin, die ich bisher nicht kannte. Wir hatten immer wieder andere Sachbearbeiter, und diese war mir völlig neu. Ihr blondes Haar verdeckte zwar ihr Gesicht, aber der Steg einer massiven türkisfarbenen Brille war erkennbar.

Meine Mutter und ich setzten uns ihr gegenüber an den Tisch. In unserem Rücken bewachte der Sicherheitsmann wichtigtuertisch die Tür. Wahrscheinlich war er Kurde oder Türke, denn er sah aus, als hätte er einer meiner Cousins sein können.

Seit einiger Zeit war es üblich, dass Sicherheitsleute während der Termine im Büro anwesend waren. Denn in anderen Städten hatte es Angriffe mit Messern und andere Formen von Gewalt gegeben. Dass uns, einer Frau und ihrem 14-jährigen Sohn, so etwas zugetraut wurde, verwunderte mich, aber gab

mir zumindest kurz die Hoffnung, dass wir Furcht einflößend wirkten.

Die Sachbearbeiterin wandte sich uns zu und begann, mit hoher tonloser Stimme zu sprechen: »Also, Familie Durgun – kein so erfreulicher Anlass, aus dem Sie heute hier sind. Es mag auf den ersten Blick perspektivlos aussehen, aber ich hoffe, Sie haben alles dabei. Das wird schon.«

Sie schlug eine gelbe Akte auf und betrachtete eine Kopie des Briefs, den auch wir in mehrfacher Ausführung erhalten hatten – einen für Gülistan, einen für mich und einen für Dilan. Dann fuhr sie fort: »Wie in dem Brief steht, gibt es keinen weiteren Grund für die Verlängerung des Aufenthalts.«

So lief das also: Erst schürte sie Hoffnung – und dann schlug sie zu. Ich nahm meiner Mutter die Tasche ab, in der sie die gesammelten Unterlagen mitgebracht hatte, und übernahm für sie das Sprechen: »Ja, wir haben ja alle Unterlagen dabei. Also in dem Brief stand ja auch, dass wir ein Widerspruchsrecht haben, also dagegen vorgehen können.«

Sie unterbrach mich: »Haben Sie alle Unterlagen dabei? Für alle Kinder – Tahsim, Dilan und Gülistan?« Sie sprach unsere Namen so souverän aus, als wäre es nicht das erste Mal, dass sie ihr über die Lippen kamen.

Ich wunderte mich für einen kurzen Moment darüber, breitete dann aber die Unterlagen vor ihr aus: Geburtsurkunden, Meldebescheinigungen, Vaterschaftsanerkennungen, Schulbescheinigungen, Passfotos, unsere letzten jeweiligen Schulzeugnisse – alles in dreifacher

Ausfertigung. Meine Mutter hatte unsere Dokumente jahrelang wie einen wertvollen Schatz aufbewahrt, fein säuberlich abgeheftet in einem Ordner, den sie unter ihrem Bett versteckt hatte. Sie selbst besaß keine Geburtsurkunde, denn in dem Dorf, in dem sie geboren worden war, gab es keine Notwendigkeit, Geburten amtlich zu registrieren. Umso mehr schützte sie die ihrer Kinder.

Die Sachbearbeiterin legte ihre Stirn in Falten, während sie unsere Dokumente durchging: »Das sind die Originale. Ich brauche von jedem Kind und jedem Dokument eine dreifache Kopie – das kann ich nicht annehmen.«

Verdammt, ich wusste es.

»Mama, hast du Kopien dabei?«, fragte ich sie auf Kurdisch. Meine Mutter schüttelte den Kopf und sagte, dass das alles sei. So ruhig wie möglich antwortete ich der Sachbearbeiterin: »Die Kopien haben wir leider vergessen, tut mir leid.«

Ungerührt klappte sie die Akte zu: »Dann müssen wir eben einen neuen Termin machen.«

Ich wurde nervös: »Die Frist läuft in zwei Wochen ab, und so schnell kriegen wir keinen neuen Termin. Bitte!«

Meine Mutter hatte den Temperaturabfall im Raum bemerkt und sagte in unterwürfigem Ton: »Bitte, bitte!« Wobei sie die »I« besonders betonte, weshalb es eher klang wie: »Biiiete, biiiete!«

»Frau Durgun«, sagte die Sachbearbeiterin kühl, »in meinem Brief steht ganz genau, was ich brauche – und zwar von allem

drei Kopien. Kopien. Plural!« Die Frau kam mir immer merkwürdiger vor.

»Sie haben hier einen Kopierer«, sagte ich mit weicher Stimme, »können wir hier nicht kopieren?«

»Nein – das ist leider nicht erlaubt. Tut mir leid.«

Deutschland und seine Kopierer, Multifunktions- und Faxgeräte.

Eindringlich sagte meine Mutter zu mir: »Tahsim, mein Sohn, so können wir nicht nach Hause gehen. Sag dieser missgünstigen Schlange, dass wir das jetzt klären müssen.«

»Mama«, sagte ich so leise wie möglich und nickte in Richtung des Mannes an der Tür, »rede nicht so, vielleicht versteht der Mann uns.« Dann wandte ich mich hastig zur Sachbearbeiterin und sagte: »Gut, wir kümmern uns um die Kopien. Meine Schwester wartet draußen. Ich schicke sie gleich los. Unsere schriftliche Stellungnahme haben wir auch noch hier.«

Ich zog einen linierten Zettel aus meiner Tasche, auf den ich am Abend zuvor mit einem Fineliner unsere Stellungnahme geschrieben hatte. Ich legte ihr den Zettel auf den Tisch und sagte: »Weder meine Schwestern noch ich sind in der Türkei geboren. Wir waren nie dort. Und keiner von uns lebt noch dort. Ich weiß nicht einmal, ob es dort noch jemanden gibt, der unsere Familie kennt.«

Die Sachbearbeiterin nahm meinen Zettel und heftete ihn ab. Dann schob sie hinterher: »Wie aus dem Brief hervorgeht, ist die yezidische Glaubensgemeinschaft keiner Verfolgung mehr

ausgesetzt. Das ist staatlich bestätigt. Aber ich nehme die Stellungnahme an mich.«

»Wie kann man etwas verfolgen, was längst tot oder vertrieben ist?«, murmelte ich. Hinter mir räusperte sich jemand. Es war der Sicherheitsmann, der wahrscheinlich die Prüfung an der Polizeiakademie nicht bestanden hatte und nun stattdessen hier herumlungerte.

Desinteressiert sagte unsere Sachbearbeiterin: »Bitte vereinbaren Sie schnellstmöglich einen neuen Termin und bringen Sie beim nächsten Mal alle erforderlichen Unterlagen inklusive mehrerer Kopien mit. Nicht vergessen! In der Zwischenzeit kümmern sich die Kollegen um die Stellungnahme.«

Als wir aufstanden, um den Raum zu verlassen, schaute meine Mutter der Sachbearbeiterin ein letztes Mal in die Augen und sagte: »Immer ›biiietee biiietee‹, aber nix sagen danke.«

»Mama, hör auf«, sagte ich und räumte die Unterlagen zusammen.

»Meine Kinder sind hier geboren. Was für ein Problem?«, sagte meine Mutter noch lauter.

»Ach herrje! Begleiten Sie die beiden bitte zum Ausgang«, sagte die Sachbearbeiterin genervt zum Sicherheitsmann.

»Herrje? Was herrje?«, fragte meine Mutter wütend und lehnte sich drohend über den Tisch. »Ich kenn Sie doch. Sie helfen meine Kinder.«

Endlich fügte sich das Bild auch in meinem Kopf zusammen: Vor uns saß Mareikes Mutter, die ich zuletzt gesehen hatte, als

ich in der vierten Klasse war, kurz vor dem Übertritt auf die weiterführende Schule.

»Frau Durgun«, sagte Mareikes Mutter, die nun die Macht hatte, über unser Schicksal zu entscheiden, »auch wenn es in der Vergangenheit eine Verbindung zwischen unseren Kindern gab, bin ich verpflichtet, private Dinge hier rauszuhalten.«

Meine Mutter war entsetzt über die Abweisung und wurde noch lauter: »Du müssen helfen. Geben deutsche Pass. Jeden Tag gehen Kinder Schule.« Inzwischen schrie meine Mutter in einer Lautstärke, die ich von ihr nicht kannte. »Immer sagen gut sein für Deutschland und nichts kommen zurück. Wir machen alles. Biette helfen Deutschland. Biette Almanya. Immer sagen ›biette, biette‹, aber nix danke.«

Sie beugte sich über den Tisch, um näher an Mareikes Mutter zu sein. Dann ging alles ganz schnell.

Bevor ich selbst beruhigend eingreifen konnte, riss der Sicherheitsmann meine Mutter am Mantelkragen zurück und drückte sie mit dem Gesicht auf den Tisch. Er ließ nicht los und fixierte sie mit seinen Händen, so wie ich mit meinen Augen dieses Büro fixiert hatte. Und von dem ich mir so viel Gutes erhofft hatte.

Dilan stürmte ins Büro und sah, wie unsere Mutter mit dem Gesicht auf den Tisch gepresst wurde. Während sie auf unsere Mutter zulief, schrie ich: »Lassen Sie sie sofort los.«

Noch bevor Dilan den schmerzhaft verrenkten Körper unserer Mutter erreichen konnte, stieß der Sicherheitsmann sie mit dem Bein zu Boden.

»Dilan«, stöhnte meine Mutter mit gedämpfter Stimme.

Mareikes Mutter war unterdessen mit ihrem Stuhl nach hinten gerückt, als ginge von meiner Mutter eine Gefahr aus.

Hilflos und panisch zugleich warf ich mich auf den Sicherheitsmann und schlug von hinten auf seinen Rücken.

»Lass sie los, du Verräter!«, schrie ich. »Lass sie sofort los! Du bist doch einer von uns!«

Mareikes Mutter wandte sich an den Sicherheitsbeamten: »Lassen Sie's jetzt gut sein, herrje.«, dann an mich: »Ist gut. Ist gut jetzt, Tahsim, alles ist gut«, obwohl offensichtlich nichts in Ordnung war.

Dann löste der Sicherheitsmann endlich seine Hände von meiner Mutter. Deren Gesicht war rot, ihre Augen glasig. Heiser sagte sie zu Mareikes Mutter: »Tut mir so leid, Almanya. Entschuldigung.«

Im Raum war es still. Ich hörte nur das Geräusch unseres Atems – am lautesten den meiner Mutter. Ich half Dilan auf und nahm meine Mutter bei der Hand. Schweigend verließen wir den Raum durch die Tür, die der Sicherheitsmann uns aufhielt.

Als ich auf seiner Höhe war, raunte er mir zu: »Ich werde nie einer von euch sein, ihr dreckigen Teufelsanbeter.«

## Irgendwann ist es genug

Wir versprachen unserer Mutter, zu Hause nichts von dem Zwischenfall zu erzählen, und einigten uns darauf, dass unsere Stellungnahme wohlwollend aufgenommen worden war, aber wir einige Dinge nachreichen sollten.

Als wir zu Hause ankamen, ging meine Mutter wortlos in die Küche. Sie begann, einen Teig vorzubereiten, und goss sich ein Glas Çay ein. Als der Teig fertig war, formte sie daraus kleine Kugeln, die sie auf eine mit Mehl bestäubte Arbeitsfläche legte. Sie backte Brote. Dazu benutzte sie einen elektrischen Fladenbackautomaten, der den Brotbacktechniken ihrer Heimat am nächsten kam. Es war eine Art Crêpes-Maker, nur größer und mit einer Wölbung nach oben – wie ein auf dem Kopf stehender Wok.

Ich kannte meine Mutter gut genug, um zu wissen, dass das mechanische Durchgehen der einzelnen Arbeitsschritte und die Frequenz, mit der sie sich Çay nachschenkte, darauf hindeuteten, dass sie sich beruhigen musste. Und so ließ ich sie vorerst in Ruhe, obwohl wir unsere nächsten Schritte besprechen mussten.

Meine Mutter nahm ein Küchenbrett und bestrich es mit reichlich Butter. Dann bestrich sie auch den Fladenbackautomaten, dass es nur so zischte. In Sekundenschnelle schob sie gekonnt einen Teigklumpen von

einer Handfläche in die andere, bis ein hauchdünner Fladen entstand, den sie auf der heißen Platte ausbreitete. Es zischte noch lauter – und sofort bildeten sich Luftblasen auf dem Teig. Es duftete himmlisch nach »Nane Sele« – kurdischem Fladenbrot.

»Weißt du, was ich nicht verstehe?«, fragte sie mich gedankenversunken.

Ich war froh, dass sie sprach. Während sie sich dem Ausrollen des nächsten Teiglings widmete, fuhr sie fort: »Du hast in der Schule einen Fahrradführerschein gemacht. Einen Füllerführerschein. Und der Hund von meinem Chef hat einen Pass – einen Hundepass. Wusstest du, dass Hunde in Deutschland einen Pass haben? Bei uns kriegen sie die Reste vom Abendbrot.«

Sie legte das fertige Brot in ein warmes Küchentuch und sprach weiter: »Wie kann es sein, dass Hunde in diesem Land Pässe kriegen, dass es Dokumente gibt, die bezeugen, dass ein Mensch gut mit einem Stift umgehen kann, aber meine Kinder kriegen keinen Aufenthalt?«

Sie bestrich das Blech erneut mit Butter und breitete den nächsten Fladen darauf aus. Ich dachte kurz nach und spekulierte: »Vielleicht sind ihnen die Hunde wichtiger? Die brauchen sie auch bei der Polizei als Spürhunde.«

Meine Mutter lachte resigniert: »Dann tu mir den Gefallen und lerne, wie man ein Hund wird, damit du ein Spürhund bei der Polizei werden kannst. Oder du wirst einfach selbst Polizist

– aber nein, das wäre zu kompliziert. Als Hund kriegst du den Pass schneller.«

Ich riss mir ein Stück von einem fertigen Fladen ab und aß es. Es schmeckte besser als jeder Fantakuchen da draußen. Das nächste Brot wurde gebacken, und meine Mutter setzte sich zu mir, um ihren Çay zu trinken. So ruhig, wie sie nun vor mir saß, traute ich mich, sie zu fragen: »Was hat dich denn so wütend gemacht? Als du gemerkt hast, dass es Mareikes Mutter ist?«

Sie antwortete ohne Umschweife: »Ich bin immer sauer, wenn wir uns in ihre Behörden begeben müssen, wo ich mich wie ein demütiges, kleines Kind benehmen muss – vor einer Frau, die so alt ist wie ich. Vor einer Frau, die mich kennt. Vor einer Frau, die ich sein könnte, wenn ich woanders geboren wäre.« Sie nahm einen Schluck von ihrem Tee, dann fragte sie: »Was bedeutet dieses ›perspekti‹?«

»Perspektivlos?«, fragte ich nach.

»Ja, genau.«

»Perspektive bedeutet, dass wir verschiedene Blickwinkel auf die Welt haben. Dass wir die Welt aus verschiedenen Richtungen sehen und sehen können. Wenn du perspektivlos bist, hast du keinen Zugang zur Welt«, erklärte ich ihr, so gut ich es konnte, auf Kurdisch.

Sie lachte und stand wieder auf, um sich um die Teiglinge zu kümmern. Dann erwiderte sie: »Ich bin nicht perspektivlos. Ich habe die Schrecken dieser Welt aus mehr Perspektiven gesehen, als sie sich vorstellen kann. Das ist nicht perspektivlos.

Ich habe viele Perspektiven, ich bin eine reiche Sammlerin von Perspektiven.«

Ich bewunderte sie für ihre treffenden Worte und fragte: »Hat es wehgetan, oder hast du noch Schmerzen?«

Sie schüttelte den Kopf: »Mach dir keine Sorgen um deine Mutter, mein Sohn. Sie ist stärker, als du denkst. Irgendwann werden sie Angst vor mir haben.« Sie strich Butter auf das Blech. »Was mich aber am wütendsten macht, ist ihre Verlogenheit. Immer nur fordern und nie zufrieden sein, ihre Bitten sind immer heiß, aber ihre Dankbarkeit ist kalt.« Ein neuer Fladen berührte zischend das heiße, mit Butter bestrichene Blech.

»Daye Dünya Xayine – Mama, diese Welt ist verlogen«, sagte ich – ein kurdisches Sprichwort, das oft in bedrückenden Momenten gebraucht wurde.

Sie schüttelte erneut den Kopf und antwortete: »Na kuremin, dünya xirabe, insan xayine – nein, mein Sohn, die Welt ist einfach kaputt, die Menschen lügen.« Dann lächelte sie kurz und sagte: »Hast du nichts Besseres zu tun? Deine Abschiebung verhindern oder so?«

Ich griff mir ein Brot und eine kleine Gurke und wollte die Küche verlassen. Bevor ich rausging, sagte sie: »Tahsim, du weißt, dass deine Mutter das alles nicht alleine schafft. Ich kann kein Deutsch. Wenn wir dich brauchen, musst du uns helfen. Tamam?«

»Ja. Daye.«

»Du musst jetzt ein guter Sohn sein und so weitermachen. Du kannst von uns allen am besten Deutsch. Heute haben unsere Mühen nicht ausgereicht. Aber *du* wirst es schaffen. Für deine Mutter, okay?«

»Ja«, sagte ich und verließ die Küche.

Es hatte heute nicht gereicht. Obwohl wir alle Unterlagen bei uns hatten, war es nicht genug. Meine Schwester war heute geschlagen worden. Meine Mutter war heute gedemütigt worden. Wir waren heute als Teufelsanbeter beschimpft worden. Aber nichts davon war genug.

Seit diesem Tag betrachtete ich die Besuche bei der Ausländerbehörde als einen Leistungssport, für den ich diszipliniert trainieren musste. Ich lernte intensiver Deutsch. Ich begann, Bücher zu lesen – und irgendwann auch Zeitungen. Nicht, weil diese Medien das »1 × 1 How to Survive Ausländerbehörde« enthielten, sondern weil ich mir die Sprache der Menschen aneignen wollte, die über uns verfügen konnten. Ich wollte dafür sorgen, dass ich, dass wir, irgendwann genug sein würden.

Die Ungerechtigkeit, die uns widerfahren war, spornte mich an, meine Leistungen in der Schule zu verbessern. Meine großartige Deutschlehrerin an der Gesamtschule, Frau S., hat alles dafür getan, um mich darin zu bekräftigen, dass ich das Abitur mache und danach studiere. Und so kam es dann auch.

Ich habe mein Abitur gemacht – unter anderem mit Deutsch als Leistungskurs – und habe dann Germanistik studiert.

Im Studienkontext habe ich Freundschaften geschlossen mit Leuten, die ebenfalls aus Familien mit Flucht- und Migrationsgeschichte kommen wie ich. Das war sehr ungewohnt für mich, weil ich zwar immer noch zum »Ihr« gehörte, aber ich an der Uni meine eigene Gruppe aus Leuten hatte, die alle das erste Akademikerkind in der Familie waren und somit auch das Aushängeschild ihrer Familie. Wir waren ein »Wir«.

Ein Student in einer Familie wie meiner ist etwas ganz Besonderes, weil meinen Eltern der Zugang zu Bildung verwehrt war. Sie haben uns dazu ermutigt, einen akademischen Weg einzuschlagen.

Ja, und wie soll ich sagen? Bei mir hat es geklappt – beim Rest meiner Geschwisterbande nicht so. Gülistan lernt immer noch, wie man Deutsch richtig schreibt, Dilan weint wahrscheinlich gerade, weil sie einen Opa allein im Café gesehen hat, und Jiyan ruht sich auf seiner deutschen Staatsbürgerschaft aus. Die Weisheit hat meine Geschwister gejagt, aber sie waren schneller.

Ich möchte aber betonen, dass ein Abitur oder ein Universitätsabschluss nichts über die Fähigkeiten, Qualitäten oder die Intelligenz eines Menschen aussagt. Trotzdem war es ein großer Moment in der Familie, als ich meinen Bachelor-Abschluss in der Tasche hatte – insbesondere für meine Eltern. Denn ich habe verstanden, dass ich nicht nur für mich, sondern

auch für sie einen Traum verwirklicht habe – das war *unser* Bachelor-Abschluss.

Auf meinem Bildungsweg eignete ich mir das Werkzeug der Unterdrücker an, um sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Ich bin aufgrund dieses rassistischen Systems ein Nerd der Fachbegriffe geworden. Dieses System, das gegen mich und alle Menschen, die wie ich sind, arbeitet, hat meinen Ehrgeiz geweckt. Die Ausländerbehörde hat mir so gut Deutsch beigebracht, dass ich jeden Sachbearbeiter an die Wand reden konnte.

Und all das hatte an diesem einen Tag in der Ausländerbehörde seinen Anfang genommen. Danach haben wir uns, um Widerspruch einzulegen, mit einem »Integrationslotsen« zusammengetan, der sich ehrenamtlich um Fälle wie unsere kümmerte. Mit seiner Hilfe konnten wir die Verlängerung unserer Aufenthaltserlaubnis nach einem mühsamen Weg durchsetzen.

Fast zehn Jahre später konnte ich dann endlich die deutsche Staatsbürgerschaft erlangen, wie es sich meine Mutter immer für mich gewünscht hat. Bis dahin lagen noch viele Demütigungen vor uns – nicht nur auf deutschen Ämtern, sondern auch im türkischen Konsulat. Aber darüber könnte ich leicht ein zweites Buch schreiben.

Mein ganzes Leben habe ich auf das Erlangen der deutschen Staatsbürgerschaft hingearbeitet. Seit ich lesen und schreiben

kann, habe ich Stellungnahmen verfasst, übersetzt und unsere Lage erklärt, ich habe Unterlagen kopiert und die Kopien vergessen. Aber vor allem habe ich Angst gehabt. Das verstehe ich erst heute. Denn seit meiner frühesten Kindheit wurden meine Schwestern und ich in Briefen vom Staat damit bedroht, dass wir das Land verlassen müssen. Das hat uns innerlich verwundet – für immer.

Als es dann so weit war, der ersehnte Tag kam und ich vor der Sachbearbeiterin stand, die mir die Einbürgerungsurkunde aushändigen sollte, war alles anders als erwartet. Bevor ich offiziell eingebürgert wurde, musste ich die Hand heben und das Bekenntnis zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung in Deutschland aufsagen. Erst dann war ich nach dem Staatsangehörigkeitsgesetz voll eingebürgert.

Obwohl ich das Bekenntnis inhaltlich richtig finde, fühlte sich das Aufsagen seltsam an. Dafür sind wir jeden Abend mit Angst ins Bett gegangen?

**Pp II Plural**  
**[ 'plu:ʁa:l ]**

Der Plural zeigt an, dass sich ein Nomen auf mehrere gleichartige Dinge o.Ä. bezieht, und beim Verb, dass mehrere Subjekte zu einem Verb gehören; Mehrzahl.

### **Eine Kopie – Zwei Kopien**

Bei einigen deutschen Substantiven benötigt man keine Pluralendung. Man erkennt die Pluralform dieser Wörter entweder an der Pluralform des Artikels oder an einer Änderung des Stammvokals in einen Umlaut.

**Der Teufelsanbeter – Die Teufelsanbeter**

## »Mama, was ist ein Fremdwort?«

**D**ie Auswahl der perfekten Wassermelone ist eine Königsdisziplin. Entweder du hältst dich an diese Instagram-Guides, die vorschreiben, dass der Strunk besonders stumpf sein muss oder tiefe Kratzer in der Schale zu sehen sein müssen, oder du machst es wie mein Baba: Du wählst eine Melone aus, die dunkelgrün ist und einen gelben Fleck am Liegepunkt hat. Wenn du die Melone mit dem intensivsten Farbspiel zwischen Gelb und Grün gefunden hast, machst du als Nächstes den Klopfest.

Ein hohler Klang ist ein Indikator für knackiges und süßes Fruchtfleisch. Als Vergleichsobjekt für den Klang verwende ich gerne den Schädel meines Bruders. Darin verbirgt sich auch Fruchtfleisch, nur nicht knackig und süß. Auch wichtig: die Klopftechnik. Ich mache es traditionell mit der geballten Faust, so wie man an eine Tür klopft. Mein Vater hingegen verwendet eine akrobatische Technik zwischen Mittelfinger und Daumen, bei der er mit dem Mittelfinger gegen die Melone hämmert, während der Daumen als Stütze dient. Klopfests, die auf diese Weise durchgeführt werden, haben eine hohe Trefferquote und sind in der Regel sehr präzise. Allerdings ist mein Baba in unserer Familie der Einzige, der diese Technik perfektioniert

hat – eines der wenigen Dinge, die er besser kann als meine Mutter.

Ich bezweifelte allerdings, dass die Melone, die ich in der Hand hielt, eine gelungene Entdeckung war, denn es war Anfang Oktober. Eine Zeit, in der man eigentlich keine Wassermelonen kaufen sollte, und ein alarmierendes Zeichen dafür, dass es sich vielleicht nicht um eine echte Melone handelte.

Die Deutschkenntnisse meines Vaters waren besser als die meiner Mutter. Besser, aber noch ausbaufähig. Wir standen an der Kasse und wollten die Wassermelone bezahlen. Wir erwarteten Besuch: irgendein unwichtiger Typ, den ich nicht kannte, der aber mit seiner gesamten Sippe bei uns auftauchen und behaupten würde, er hätte mich großgezogen. Viele angebliche Onkel und Tanten behaupten bis heute, dass sie mich großgezogen hätten. Aber ich frage mich: Wenn das stimmt, was haben meine Eltern dann die ganze Zeit gemacht?

»Sie müssen die Melone abwiegen. So kann ich leider nicht kassieren«, sagte die Kassiererin, die kaum älter war als ich – vielleicht siebzehn.

Mein Baba nickte bestätigend: »Ja, ich möchte die Melone kaufen.« Mein zweites Buch nenne ich »Baba, bitte lern Deutsch«. Die Kassiererin lachte. Ich nahm die Melone, ließ meinen Vater allein an der Kasse zurück und rannte in die Obst-und Gemüseabteilung, um das Ding zu wiegen.

Diese Supermärkte, in denen man jede noch so kleine Zwiebel selbst wiegen muss? Ich hasse euch. Wobei ich an

dieser Stelle betonen muss, dass deutsche Supermärkte mittlerweile fortschrittlich und modern sind. Das muss ich ihnen lassen. Diese schicken REWEs, wo ich beim Einkaufen mit einer Scannerpistole selbst abkassiere? Abgefahren. Und gleichzeitig musste ich meine BAföG-Anträge mit Kugelschreiber ausfüllen – verrückt, dieses Land.

Mit der etikettierten Wassermelone in der Hand kam ich zur Kasse zurück und reichte sie der Kassiererin. »Sorry.«

Sie lachte wieder und sagte: »Quatsch, alles in Ordnung.«

Nachdem mein Baba bezahlt hatte, lächelte ich ihr noch einmal zu, und wir verließen den Supermarkt. Wir mussten uns beeilen, denn unser Besuch war schon da.

## **Fremde auf meinem Bett**

Ich war 15 und wusste es zu diesem Zeitpunkt noch nicht, aber mein letztes Jahr in der Gerüstlandschaft war angebrochen. Die Wohnblöcke dort waren noch immer so hässlich und uneinheitlich wie eh und je. Unser Block hatte inzwischen einen senfgelben Anstrich bekommen, der in der Abendsonne kräftig leuchtete. Für Oktober war es draußen noch angenehm mild, und der Spätsommer versprühte letzte wärmende Sonnenstrahlen. Die Wassermelone fühlte sich also doch gar nicht so unpassend an.

In der Wohnung angekommen, erwartete uns der Duft von Reis, Bohneneintopf und Lammfleisch. Und eine Geräuschkulisse aus dem Wohnzimmer, die einem Fußballspiel Konkurrenz machen konnte. Schnell legte ich die Wassermelone in die Küche und wollte unbemerkt in Jiyans und mein Zimmer verschwinden, aber das war bereits zweckentfremdet worden: Ich öffnete die Tür, und auf meinem Bett saß eine Frau, die gerade ein Baby stillte.

»Oh fuck, sorry«, sagte ich und schloss die Tür sofort wieder.

Was war mit mir los? Eine mir fremde Frau saß auf meinem Bett, stillte ein Kind, und ich entschuldigte mich bei ihr? Ja, genau.

Ich stand im Flur und ging meine Möglichkeiten durch. 1. Ins Wohnzimmer gehen und dort eine Horde Kurden begrüßen. Nein, ich hasste es, Besuch zu begrüßen. 2. Im Badezimmer verschwinden. Auch das machte keinen Sinn, denn dort würden sie mich schnell finden. 3. Rausgehen und schauen, ob jemand auf dem Spielplatz oder der Wiese chillte, und mir dort die Zeit vertreiben, bis der Besuch wieder weg war. Das war gut.

Noch bevor ich die Türklinke herunterdrücken konnte, hörte ich die Stimme meiner Mutter hinter mir: »Wohin, he?«

Fuck. Jetzt gab es kein Entkommen mehr, aber ich versuchte es trotzdem: »Ich gehe zu Baran.«

Meine Mutter schüttelte entschieden den Kopf und flüsterte: »Red keinen Unsinn. Wir haben Besuch, und Baran ist auch da – geh rein und sag Hallo.« Unsere Wohnung war so klein, dass sie sich bemühte, nicht allzu viel Aufmerksamkeit auf die Tatsache zu ziehen, dass sie einen Sohn geboren hatte, den sie überreden musste, ihren Besuch zu begrüßen. Was für eine Schande.

»Mama, da ist eine Frau auf meinem Bett, und ich habe ihre ... Also sie hat einem Baby da Milch gegeben. Auf meinem Bett! Bitte lass mich raus!«, flehte ich.

Sie setzte eine entrüstete Miene auf und sagte: »Soll ihr Baby verhungern, du Gottloser?! Warum bist du so, womit habe ich das verdient?« Dramatisch zu sein, war in solchen Momenten das Mittel ihrer Wahl.

»Oh mein Gott, übertreib nicht«, entgegnete ich. »Ich gehe ja schon. Aber muss das sein, dass auf meinem Bett Babys gestillt

werden?«

Daraufhin griff sie nach meinem Ohrläppchen und drehte es. Es war ein einfacher Griff, aber ich habe wirklich große Ohrläppchen, da war ganz schön was zu greifen – und so tat es ordentlich weh.

»In mein Bett haben damals Hühner geschissen. Und was heißt hier mein Bett? Ich habe mir mein Bett mit drei anderen Geschwistern geteilt. Da gab es kein mein Bett.« Sie drehte noch einmal kräftig und mit festerem Griff an meinem Ohrläppchen. »Also geh jetzt in die Küche, hol den Çay und serviere ihn den Gästen, du Eselssohn.« Sie lockerte den Griff, und ich war wieder ein freier Mensch mit unabhängigen Ohrläppchen.

Ich ging los in Richtung Küche, aber mit Blick zurück sagte ich lachend zu ihr: »Weißt du, jedes Mal, wenn du mich Eselssohn nennst, beleidigst du dich selbst. Es sei denn, du meinst Baba, aber das macht es nicht besser. Denn dann hättest du einen Esel geheiratet.«

Ehe ich einen weiteren Schritt tun konnte, hatte sie meine beiden Ohrläppchen in der Hand und drehte wie eine Weltmeisterin an ihnen. Sie drehte, als wäre sie die beste Ohrläppchendreherin mit Aussicht darauf, noch heute den deutschen Pass zu gewinnen.

Mit einer Mischung aus Schmerz und Lachen prustete ich: »Das sag ich dem Jugendamt.«

Sie ließ mich wieder los, und für einen Moment standen wir lachend zusammen im Flur.

»Wenn ich sterbe, wird auf meinem Grabstein stehen: Gestorben, weil sie dumme Kinder hatte«, sagte meine Mutter schließlich. Ich musste noch lauter lachen, aber das Lachen verging mir schnell wieder, als ich mich daran erinnerte, wofür man mir die Ohren langgezogen hatte. Dass ich hierbleiben und den Nachmittag mit unseren Gästen verbringen musste. Ich ging in die Küche, holte die Çay-Kannen und bereitete mich innerlich auf die Tortur vor.

Meine Mutter ging ins Wohnzimmer und kündigte mich schon an, während ich noch den Flur entlanglief: »Unser Lehrer ist auch da.« So nennt sie mich, weil ich »der Kluge« in der Familie bin.

Auf unserem Ecksofa stapelten sich die Gäste förmlich. Die Kinder saßen auf dem Fußboden. Nirgends war Platz. Ich machte mir ein Bild von der Runde. Da waren ein paar Leute, die ich kannte: meine Eltern, alle Geschwister, Opa – natürlich mit Fluppe im Mund –, Barans Mutter, Baran selbst und dann eine Horde von Leuten, die mir größtenteils fremd waren.

Dann sah ich die Frau, die mein Zimmer eben noch in eine Stillecke verwandelt hatte. Auf ihrem Schoß das Baby, das wieder oder immer noch gefüttert wurde. Neben ihr saß ein Mann mit langen Haaren, die eng zu einem Zopf gebunden waren. Begleitet wurden sie von zwei weiteren Kindern: eine Tochter, etwas älter als ich, und ein Sohn, der in meinem Alter sein musste.

Und dann war da noch ein älterer Herr, der direkt neben meinem Opa saß und ebenso leidenschaftlich rauchte,

wahrscheinlich war er der Großvater der Kinder. Im Grunde war diese Familie ein Spiegelbild meiner Familie – nur aus einer anderen Stadt.

Ich stellte den Çay auf den Tisch und hörte Baran lachen. Meine Schwestern machten es ihm nach – diese Schleimer. Ich versuchte, die Begrüßung schnell hinter mich zu bringen. Ich begann mit dem Opa – nicht meinem, dem anderen –, nahm seine mit Altersflecken übersäte und faltige Hand und küsste auf den Handrücken. Dann berührte ich mit seiner Hand meine Stirn. So zollt man älteren Menschen Respekt und ehrt ihre Weisheit.

Vorsichtig zog er seine Hand zurück, machte aber sonst keine Anstalten, den Vorgang zu unterbrechen, und sagte: »Lass gut sein, mein Sohn.«

»Hûn bi xêr hatin – herzlich willkommen«, sagte ich zu ihm.

Aber das reichte meinem Großvater wohl noch nicht, weshalb er meine Begrüßung mit den Worten ergänzte: »Das ist mein Enkel, Orhan.«

Der andere Opa, der offensichtlich mit weniger Weisheit gesegnet war als angenommen, übernahm meinen falschen Namen und antwortete: »Ja, ich weiß, Orhan. Ich kenne ihn, seit er klein war.« Diese Sache mit dem Handrücken musste dringend konzeptionell überdacht werden. Das funktionierte nicht ganz.

Er zog an seiner Zigarette und fragte: »Orhan, was macht die Schule? Die Leute sagen mir, du wirst deinen Eltern viel Glück

bringen und Lehrer werden oder vielleicht Arzt? Dann kannst du auch mir helfen.«

Ich lachte, wandte mich ab und holte die Çay-Gläser aus der Vitrine.

»Wir haben ein Blutdruckmessgerät«, sagte Dilan zum fremden Opa. »Willst du es ausprobieren?« Ein fataler Fehler: Ausländer und Blutdruckmessgeräte haben eine bemerkenswerte Beziehung. Ich weiß nicht, was es ist, aber dieses Gerät bringt Jung und Alt zusammen und sorgt für ein fröhliches Miteinander. Einer nach dem anderen legt sich dann die Manschette des Gerätes um den Oberarm, und es wird gemessen, was das Zeug hält. Blutdruckmessgeräte sind unser Äquivalent zu familiären Monopoly-Abenden.

Während ich noch darauf hoffte, dass das Blutdruckmessgerät verpackt blieb, bemerkte ich, wie Baran mir einen Blick zuwarf, der mir signalisierte, dass wir uns auf dem Flur treffen sollten. Im Wohnzimmer tobte das Leben, weshalb niemand bemerkte, dass Baran, ich und der Junge in unserem Alter das Wohnzimmer verließen.

Baran wirkte enthusiastisch, als er sagte: »Ey, am Bornhorster See ist heute Abend eine Party. Lass dahin gehen!« Der Bornhorster See – auch »Borni« genannt – liegt direkt hinter dem Supermarkt, in der Nähe der Neubausiedlung, in der Baran und ich einst Spendengelder ergaunert hatten. Obwohl ich selbst noch nie auf einer Party gewesen war, hatte ich mitbekommen, dass sich dort manchmal Jugendliche trafen, um Partys zu veranstalten.

Ich deutete auf den unbekanntem Dritten unter uns und sagte: »Er ist zu Besuch.«

Auch er wollte das Wohnzimmer und unsere Wohnung verlassen und drängelte: »Komm schon, Orhan. Mir ist langweilig. Ich habe keine Lust, mit den Alten zu chillen. Und wir bleiben sowieso über Nacht. Ich frag meinen Vater.«

Ich antwortete kühl: »Ich heiße Tahsim ... Mein Opa hat Probleme mit seinem Gedächtnis. Und deiner auch.«

»Pass auf, wie du über meinen Opa redest«, sagte er, um mich in die Schranken zu weisen. Dann lenkte er ein: »Aber ja, er hat Probleme.« Cooler Typ.

»Tamam«, erwiderte ich und fragte anschließend: »Wie wollt ihr das unseren Eltern erklären?«

»Lasst mich das machen«, sagte Baran souverän. Das konnte er schon immer gut: Entscheidungen treffen und eine Gruppe führen, vor allem, wenn es um zwielichtige Machenschaften wie Spendenaktionen, Klingelstreiche und Schummeleien bei Yu-Gi-Oh!- oder Beyblade-Turnieren ging. Er hatte Charisma und brachte Leute dazu, gemeinsam mit ihm die fragwürdigsten Dinge zu tun – der geborene Diktator.

Baran ging ins Wohnzimmer und verkündete mit Bestimmtheit: »Tahsim, Emrah und ich sind kurz weg.«

Mein Baba brummte argwöhnisch: »Wohin?«

»Scheiße«, dachte ich mir, »das war's.« Gleichzeitig war ich erleichtert, denn auf die Party hatte ich eigentlich keine Lust.

Aber Baran wäre nicht Baran, wenn er nicht auch das hätte regeln können. Unbeirrt sagte er: »Wir gehen auf eine

Geburtstagsfeier.«

Seine Mutter mischte sich ein: »Von wem, Baran? Kennen wir die?«

»Nein«, log er mit einer Leichtigkeit, die mich faszinierte. »Ein Deutscher aus der Klasse von Tahsim. Das ist nur was Kleines. Die Eltern sind auch da.«

Meine Mutter, die kein Interesse daran hatte, den ganzen Abend schlecht gelaunte Teenager um sich zu haben, meinte: »Ach, lasst sie doch gehen. Aber passt auf euch auf, tamam? Und Schlüssel nicht vergessen!«

»Ja, Tante«, sagte Baran lammfromm, »wir bleiben auch nicht lange weg. Hayde.«

Baran kehrte mit einem breiten Grinsen zurück in den Flur und sagte stolz: »Und jetzt erst mal Seiten auf null. So können wir nicht dahin.«

## **Barans Barbershop**

Wenige Augenblicke später standen wir im Keller von Barans Wohnhaus. Hier versammelten sich des Öfteren Jungs aus der Gerüstlandschaft, um sich von Baran die Haare schneiden zu lassen. Er hatte zwar nur einen billigen Rasierapparat mit verschiedenen Aufsätzen, aber das Ergebnis war meist beachtlich. Er schloss sein Handy über ein Kabel an zwei klapprige Lautsprecher an und ließ einen Song von Manuellsen und Haftbefehl durch den beengten Raum dröhnen. In der Hook sang Manuellsen die deutsche Nationalhymne und wechselte dann gekonnt den Flow zu: »Generation Kanak, ey, Gen-Generation Kanak, ey.«

Baran wippte dazu mit dem Kopf und warf mir ein altes, geblühtes Bettlaken zu, das er zu einem Friseurumhang umfunktioniert hatte.

Eine einzelne Glühbirne, die nackt von der Decke baumelte, hüllte den Kellerraum in ein kühles, trostloses Licht. Es war erstaunlich, dass Baran unter diesen Voraussetzungen problemlos schwarzes Haar mit einem weichen Übergang an den Seiten schneiden konnte. Er schaltete den Rasierapparat ein und vollbrachte sein Werk. Die Partie hinter den Ohren wurde glatt rasiert. Mit verschiedenen Aufsätzen arbeitete er sich immer weiter nach oben, um einen kunstvollen Übergang zu schaffen.

Währenddessen saß Emrah neben mir auf einem zweiten Stuhl und wartete, bis er an der Reihe war. Er hatte dichtes, gelocktes Haar, buschige Augenbrauen und schon einen Bart. An seiner Stelle hätte ich nichts an seinem Look verändert. Auch Baran hatte schon einen dichten Schnurrbart, während ich bisher nur mit einem zaghaften Flaum bedacht worden war. Die kurdischen Gene ließen auf sich warten.

Ich wagte es nicht, meinen Kopf eigenständig zu bewegen, und drehte ihn nur dann, wenn Baran es mir mit seiner Hand bedeutete. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, wie Emrah eine Zigarettenschachtel aus der Seitentasche seiner Picaldi-Jeans zog.

Baran unterbrach den Rasiervorgang und sagte: »Boah, geil, Junge. Gib mir auch eine.«

Ich wollte nicht das Opfer in der Runde sein, konnte mir aber nicht verkneifen zu sagen: »Wo hast du die her? Und wie alt bist du überhaupt?«

Emrah, der sich für meinen Geschmack etwas zu wohl unter uns fühlte, sagte: »Sei mal kein Opfer und nimm auch eine. Hab ich von meinem Opa geklaut, merkt der eh nicht. Der hat immer ein paar Stangen dabei. Und ich werde bald sechzehn, aber wen juckt's, lo?«

»Ja, Orhan, sei kein Lutscher und mach einfach.« Baran hatte sich schon eine Kippe angezündet und schien Emrahs ungebremste Energie gut zu finden.

»Später«, sagte ich trocken. »Später gibt es mehr als nur Kippen, Junge«, lachte Baran.

Nachdem meine Haare geschnitten und mit mattem Wachs gestylt waren, war Emrah an der Reihe. Seine Locken blieben allerdings unangetastet, und er ließ sich lediglich Konturen in den Bart schneiden. So hätte ich es auch gemacht. Baran stylte sich seine Haare nach hinten und verbrauchte dafür locker eine halbe Flasche Haarspray. Dann gingen wir los.

Wir liefen in Richtung Supermarkt, der sich an der Grenze der Gerüstlandschaft befand. Für einen kurzen Moment warteten wir vor dem Eingang. »Und jetzt? Richtung Borni geht's da lang«, sagte ich und zeigte auf die andere Straßenseite.

Baran zückte sein Smartphone. Er war der Einzige in unserem Alter, der eines besaß. An diesem Abend trug er ein braun kariertes Hemd von Hilfiger, eine Armbanduhr von Daniel Wellington, eine Umhängetasche von Armani, die aber auch aus der Türkei stammen könnte, und Goldschmuck. Ich fragte mich oft, woher er diese Sachen hatte, schließlich kam auch er aus der Gerüstlandschaft. Wie meine Mutter arbeitete seine Mutter als Reinigungskraft. Und sein Vater, der eine Behinderung hatte, verdiente kein Geld.

Das Display seines Smartphones leuchtete grell in der Dunkelheit. Selbstverliebt, wie Baran war, verwendete er ein Foto von sich selbst als Hintergrundbild. Schrecklich, wie ich fand, aber es gab diese Menschen wirklich. Und es passte gut zu Baran, der sehr auf sein Äußeres bedacht war. Viele, die ihn neu kennenlernten, fanden ihn unsympathisch. Doch jede

Gruppe brauchte einen Baran: ein kleines Arschloch mit guten Absichten, das für unterhaltsame Geschichten im Alter sorgte – wie die Spendenaktion.

Barans Handy klingelte, und auf dem Display erschien eine Nummer, die er nicht gespeichert hatte. »Was geht, Pascal?«, fragte Baran etwas zu laut. Ein Deutscher? Mit denen hatte Baran sonst nichts zu tun.

Über das Telefon schien Baran eine Bestellung aufzugeben: »Ja, genau, mein Bruder. Hol bitte einfach eine Flasche, einmal Marlboro Gold – aber Big Pack –, drei Dosen Jacky Cola. Und noch zwei Energydrinks, diese großen Billo-Flaschen, weißt du?« Dann nickte er und beendete das Gespräch mit den Worten: »Alles klar, ich bin draußen. Bis gleich.«

Zu spät schob Emrah hinterher: »Er soll auch O-Saft mitbringen.«

»Bruder, beruhige dich«, entgegnete Baran, »du kriegst schon was ab.«

Die Jungs vertrieben sich die wenigen Minuten, die wir warteten, mit einer Zigarette nach der anderen. Ich sog bewusst den Rauch ein, um mich durch das Passivrauchen schon mal auf meine erste Zigarette vorzubereiten – ich wollte keine totale Spaßbremse sein.

Kurze Zeit später kam ein Typ aus dem Supermarkt, der deutlich älter war als wir, vielleicht Anfang zwanzig. Er hatte sein blondes Haar genau wie Baran nach hinten gestylt. Mit seinem Haar, das so hell strahlte, erinnerte er mich an Draco Malfoy. Allerdings trug er eine grüne Bomberjacke von Alpha

Industries und eine Adidas-Jogger. In der Hand hielt er eine Plastiktüte aus dem Supermarkt. Das musste also Pascal sein. Er übergab die Tüte an Baran, der kurz hineinschaute und zufrieden wirkte. Pascal Malfoy hatte scheinbar alles richtig gemacht.

»Danke, Bruder! Sehen wir uns nachher am Borni?«, fragte Baran.

Pascal, der eine sonderbar kratzige Stimme hatte, krächzte seine Antwort: »Sind da nicht nur kleine Kinder?«

»Kleine Kinder, die du anscheinend mit Alkohol und Zigaretten versorgst«, mischte ich mich ein. »Was macht dich also besser als uns?«

»Cüüüs«, lachte Emrah.

Pascal wandte sich zu Baran und deutete auf mich: »Wer ist der Hosenscheißer?«

Baran winkte ab: »Das ist Orhan. Der gehört zu mir.«

Pascal nickte kurz, während Baran sich von uns abwandte, etwas aus seiner Umhängetasche holte und es Pascal reichte: »Pass auf, ich gebe dir das hier.« In seiner Hand hielt er ein durchsichtiges Tütchen mit einer grünen Knolle drin – Gras. Dann sagte Baran: »Jetzt sind wir quitt für den Scheiß hier, tamam?«

Pascal nickte: »So machen wir das, Bruder. Wir sehen uns später, vielleicht auf der Kinderparty. Ich gehe jetzt mal vorglühen. Haut rein.«

Der Abend war noch jung, und wir hatten schon mehr als genug getan, um meine Mutter auf die Palme zu bringen. Obwohl ich selbst zwar noch nichts gemacht hatte, war ich immerhin dabei gewesen, wie ein Volljähriger Alkohol für uns Minderjährige gekauft und ein Minderjähriger Weed an einen Volljährigen verkauft hatte. Und ich widersprach nicht. Verdammt, ich war 15 – nächsten Monat würde ich 16 werden –, da gehörte es zum guten Ton, so einen Scheiß zu machen.

Baran gab jedem von uns eine Dose Jacky, wir öffneten sie und machten uns zu Fuß auf den Weg zur Party. Nachdem wir die Hauptstraße beim Supermarkt überquert hatten, gingen wir über den Friedhof, der eine Abkürzung war, um die Gerüstlandschaft endgültig zu verlassen. Am Ende des Friedhofs kamen wir auf den Kiesweg, der Baran und mich schon einmal auf Abwege geführt hatte. Diesmal aber gingen wir nicht in Richtung der deutschen Siedlung, sondern in die andere Richtung und durchquerten einen kleinen Waldweg.

Das Jacky-Getränk schmeckte widerlich, aber ich versuchte, mich auf den Cola-Geschmack zu konzentrieren und den Rest auszublenden. Ich wandte mich Baran zu, der mit seinem Handy hantierte, und fragte: »Deshalb kannst du dir das alles leisten, was? Das Handy, die Klamotten?«

Gangster, der er scheinbar war, ignorierte er meine unangebrachte Nachfrage und machte Musik auf seinem Handy an.

»Was für Leute werden da sein?«, fragte Emrah. »Sind die in Oldenburg korrekt?«

Zumindest Emrah schien in Stimmung für ein Gespräch zu sein, also ignorierte ich seine Frage und stellte stattdessen meine eigene: »Von wo bist du eigentlich, und wieso seid ihr überhaupt bei uns?«

Er nahm einen letzten Schluck seiner Dose, warf sie in ein Gebüsch und entgegnete mir: »Keine Ahnung. Wegen Geld leihen oder so. Juckt mich aber auch nicht. Lass mal heute richtig abgehen.«

Ich fragte mich, wer wem Geld lieh. Ich hoffte, dass es nicht meine Eltern waren, die Geld verliehen, und dachte, dass es andersherum auch nicht wirklich besser war.

Als wir ankamen, hörten wir Musik dröhnen, die Bässe schepperten durch meinen Körper. Ich hatte in der Schule von den Partys gehört, war aber überrascht darüber, dass sie so einfach stattfinden konnten. Schließlich war dies ein öffentlicher Platz, an dem Minderjährige tranken, rauchten und laut Musik hörten. Der Waldweg endete an einem Sandstrand, der den Blick auf den See freigab. Der Strand war schmutzig und bestand aus gräulichem, schlammartigem Sand. Nichts Schönes. Der Borni eben. War hässlich, aber heiß begehrt.

Baran blieb stehen und kramte eine Zwei-Liter-Flasche Energydrink aus der Tüte, öffnete sie und schüttete ein Drittel in die Büsche hinter sich. Dann nahm er den Wodka aus der Tüte und füllte die Flasche damit auf. Bevor er das gefährliche Mischgetränk zurück in die Tüte gleiten ließ, nahm er einen kräftigen Schluck aus der Flasche und gab sie an Emrah weiter, der es ihm gleichtat, dabei aber weniger cool wirkte.

Emrah drückte mir die Flasche in die Hand und sagte fröhlich: »Boah, das brennt. Amina koyim – ich schwöre!«

Ich zögerte einen Moment zu lang, da sagte Baran streng: »Hayde – mach schon, Junge. Was glaubst du, wo wir sind? Auf 'nem Herbstbasar in der Schule? Jetzt nimm einen Schluck!«

Schließlich nippte ich an der Flasche – und selbst das reichte aus, um mir das Gefühl zu geben, dass mein Körper von Tausenden kleinen Feuertropfen durchtränkt wurde. Erst brannte der Alkohol auf meinen Lippen, dann im Hals, bis er schließlich ein warmes Gefühl in meiner Brust verbreitete. Mit der Energie würde es nicht so schlimm werden.

Ich wurde übermütig und setzte meine Lippen für einen weiteren Schluck an, als Baran mir die Flasche aus der Hand riss: »Übertreib nicht, Junge. Mach langsam. Wir sind doch gerade erst angekommen.«

Ebenso übermütig antwortete ich: »Ey, bei uns ist es eine Sünde, jemanden vom Trinken abzuhalten.«

»Ach ja?«, entgegnete Baran. »Gilt das auch für Wodka-Shots, du Hund?«

»Kommt hier mit Sünden. Film, der Junge«, lachte Emrah.

»Außerdem ist es auch eine Sünde, gierig zu sein und nicht zu teilen. Also eins nach dem anderen.«

Wir nahmen den Energymix mit und versteckten den Rest der Vorräte hinter einem Baum.

»Okay, dann wollen wir mal«, sagte ich.

»Wartet, wartet«, unterbrach Emrah, »lass jeder noch 'ne Kippe anmachen und dann dahin gehen – das sieht

selbstbewusster aus.«

»Funktioniert das auch bei der Ausländerbehörde?«, fragte ich lachend und blieb mit meinem Lachen allein. Das war sicher noch nicht der Alkohol. Der Witz war einfach gut – fanden die anderen allerdings nicht.

Dann steckte ich mir zum ersten Mal in meinem Leben eine Zigarette an, zog kräftig an ihr und bekam sofort einen Hustenanfall. Ich spürte Schwindel in mir aufsteigen. Ich riss mich zusammen und bereitete mich auf unseren Auftritt vor.

## Flunkyball mit Justin Bieber

Wir betraten den Sandstrand. Es war dunkel, aber der See glitzerte. Obwohl die Oktobernacht angenehm warm war, saß eine Gruppe Jugendlicher um ein Lagerfeuer am Strand. Die Szenerie hatte fast etwas Idyllisches, wäre da nicht diese riesige Musikbox gewesen, aus der *Dynamite* von Taio Cruz wummerte.

Gerade noch hatte ich zu Hause Çay serviert, und nun stand ich nachts auf einem verschmutzten Strand und fragte mich, wo zum Teufel ich gelandet war. Der Strand war mit gut sechzig Menschen gefüllt, deren Alter irgendwo zwischen 13 und 25 Jahren lag: Ich sah ein Mädchen, das vielleicht 13 Jahre alt war und das in der Hand ein Biermischgetränk hielt. Ein paar Meter weiter, auf einer Parkbank, machte ein Pärchen rum, das die 18 schon lange überschritten hatte. Seltsame Altersverteilung hier. Wo zum Teufel bin ich hier gelandet? Ich habe doch gerade noch Çay serviert.

Wir mischten uns unter das Volk und liefen über den mit Pappbechern und Zigarettkippen übersäten Sand, vorbei an verschiedenen Gruppen. Einige tanzten, andere standen herum und unterhielten sich, und irgendwo mittendrin lachten zwei Leute über einen Typen, der sich erbrach. Die Leute ignorierten uns, aber ich konnte sie nicht ignorieren, ich war fasziniert.

Ich kannte Partys bisher nur aus Filmen und Fernsehserien. Aber das hier hatte nichts damit zu tun. Das hier war ekelhaft.

Keine Barkeeper, die auf Tresen tanzten wie in *Coyote Ugly*, keine Dance Battles wie in *Honey* oder *StepUp*. Alles, was ich hier sah, war Erbrochenes, Dreck und weitere alarmierende Signale, die mich fast dazu veranlassten, sofort die Polizei zu rufen. Ich versuchte, meine Bedenken und meine besserwisserische Spielverderberei beiseitezuwischen, und entschied mich, mich gemeinsam mit Baran und Emrah durch die Nacht treiben zu lassen.

»Ey«, rief Emrah und zeigte auf ein kleines Stück Gras am Ende des Sandstreifens, »da wird Flunkyball gespielt – lasst das machen!«

»Flunky-was?«, fragte ich und zog an meiner Zigarette, um meiner Ahnungslosigkeit etwas Coolness zu verleihen, bekam aber direkt einen kratzigen Hustenanfall.

»Ein Trinkspiel, lo«, sagte Baran trocken und schob hinterher: »Komm, wir schauen uns das mal an.«

Ich fragte mich, ob ein Trinkspiel vergleichbar mit Topf schlagen an Kindergeburtstagen war und dazu diente, die Stimmung zu heben. Ich folgte den beiden und hoffte inständig, dass ich nicht gleich mit verbundenen Augen den ekligen Rasen nach einem Topf absuchen musste.

Wir erreichten die kleine Wiese, auf der eine Gruppe Leute stand. In seiner gewohnt souveränen Art fragte Baran in die Runde: »Braucht ihr noch Mitspieler?«

Emrah und ich standen etwas verloren hinter ihm, als wären wir Crabbe und Goyle. Ein Mädchen drehte sich lächelnd zu uns um. Ich erkannte zuerst das Lächeln, bevor ich das

Mädchen als die nette Kassiererin aus dem Supermarkt erkannte. Verdammt, wie funktionierte Flunkyball???

»Hä, wie geil«, sagte sie, »uns fehlen genau drei Spieler.«

Mit uns vergrößerte sich die Gruppe auf insgesamt zehn Leute, die sich dann in zwei Teams aufteilten. In meiner Gruppe waren Baran, die Kassiererin und zwei weitere Mädels. Eine von ihnen sah aus, als wäre sie ebenfalls aus der Gerüstlandschaft an diesen dubiosen Ort gestolpert. Irgendwie fühlte es sich komisch an, sie hier zu sehen – fast so, als wäre sie eine Spionin meiner Mutter. Ich beschloss, trotzdem mit ihr das Trinkspiel zu spielen, von dem ich immer noch nicht wusste, wie es funktionierte.

Ich bat Baran, es mir so schnell und unauffällig wie möglich auf Kurdisch zu erklären. In seiner Erklärung fiel häufig das Wort »bira« – Bier. Das gefiel mir gar nicht.

Wir stellten uns in einer Reihe etwa zehn Meter entfernt von der gegnerischen Mannschaft auf. In der Mitte des Spielfeldes, genau zwischen den beiden Teams, stand eine Plastikflasche. Unsere Aufgabe bestand darin, dass eine Person aus dem eigenen Team die Plastikflasche mithilfe eines Balls möglichst weit vom Spielfeld beförderte. Während eine Person aus dem gegnerischen Team die Plastikflasche so schnell wie möglich wieder in die Mitte stellte und dann zurück zur gegnerischen Linie lief, mussten wir aus unseren Bierflaschen trinken. Danach war die andere Seite mit Werfen dran. Die Mannschaft, deren Bierflaschen zuerst ausgetrunken waren, hatte gewonnen.

Schnell wurde mir klar, dass es sich um kein hochkomplexes Spiel handelte. Im Gegenteil, hier wurde um die Wette gesoffen. Dieser Ort wurde für mich immer primitiver, aber ich wollte schließlich cool sein.

Wir schnappten uns alle eine Flasche aus dem Bierkasten und stellten uns in einer Reihe auf. Ich fixierte meine Gegner: Mir gegenüber stand Emrah mit vier Almans, die uniform angezogen waren. Sie trugen Jack-&-Jones-Kapuzenpullis sowie Röhrenjeans, und ihre Haare fielen ihnen in die Gesichter. Um ihre »Frisuren« zu ordnen, schüttelten sie ihre Köpfe, als seien sie Hunde, die sich abtrockneten. Vier Justin-Bieber-Kopien und ein Kurde. Emrah schien motiviert und spielte, als ginge es um einen Millionengewinn.

Die Kassierererin drückte mir einen Ball mit Findet-Nemo-Design in die Hand und sagte: »Du wirfst zuerst.«

»Okay«, sagte ich und verabschiedete mich innerlich von den Gehirnzellen, die durch dieses Besäufnis das Zeitliche segnen würden.

Ich stieß Baran an, um meine letzten Zweifel auszuräumen: »Was ist, wenn die Nachbarn die Polizei rufen? Ich darf doch noch kein Bier trinken und ...«

Baran boxte mir in die Rippen und sagte: »Junge, wenn du den Satz zu Ende sprichst, ertränke ich dich im See!«

»Meine Güte, ist ja gut«, sagte ich und hörte, wie die Mädchen aus unserem Team lachten.

Ich schaltete auf Angriff und sagte: »Lasst uns diese billige Boyband da drüben aus dem Leben kicken.« Ich zielte auf die

Plastikflasche, atmete tief ein und aus – und warf.

Der Ball traf den Flaschenhals mit so viel Wucht, dass die Flasche weit entfernt vom Spielfeld aufkam. Siegesicher schrie Baran: »Sauber, Tahsim! Jetzt alle auf Ex!«

Ich fasste die Bierflasche, die zu meinen Füßen stand, und trank Schluck um Schluck. Es schmeckte scheußlich – nach abgestandenem Eistee Pfirsich, in den alter Tabak eingelegt worden war. Mein erstes Bier – und es war mir auch noch so aufdringlich eingeschenkt worden. Ich wollte gewinnen, daher schloss ich die Augen und ignorierte meinen Ekel. Ich nahm nur noch die Musik im Hintergrund und das entfernte Murmeln von Gesprächen wahr.

Mit einem lauten »Stopp! Flasche steht wieder, und Ball ist hier, alle aufhören zu trinken!« riss mich Emrah aus meinem Rausch.

Einer der Justins kreischte ebenfalls angespannt: »Stopp!«, und brach sich danach fast seinen Hals, um seine Haare zu richten.

Baran lachte schrill und rief: »Ha! Meine Flasche ist leer, ihr Pisser!«

Ich schaute auf meine Flasche und sah, dass ich mehr als die Hälfte getrunken hatte. Nicht schlecht.

Die Kassierererin spornte uns an: »Jungs, nur noch eine Runde, und wir sind durch. Mir fehlen vielleicht nur noch zwei Schlucke!« Jetzt wollte ich erst recht gewinnen. Scheiße, dieses Haram-Spiel machte echt Spaß.

Jetzt waren wir damit dran, den Ball einzufangen und die Plastikflasche möglichst schnell wieder aufzustellen. Die Kassierererin sollte sich um die Flasche und ich mich um den Ball kümmern. Emrah warf ihn mit aller Kraft auf den Flaschenkopf. Der Ball prallte in einem für uns günstigen Winkel ab und fiel direkt in meine Hände. Die Flasche hingegen flog in hohem Bogen in den Sand. Dort blieb sie aber nicht lange, denn die Kassierererin sprintete so schnell an mir vorbei, dass ich sie nur als verschwommene Silhouette wahrnahm. Im Nu stand die Flasche wieder auf dem Spielfeld und das Mädchen neben mir – beide dort, wo sie hingehörten.

Ich konnte nicht genau einschätzen, wie Emrah und die Justins sich fühlten. Ein Justin allerdings wandte sich um und kotzte in einen Busch. »Junge, nicht weinen«, sagte einer der anderen Justins und verrenkte sich den Hals wie ein Uhu. »Weiter geht's!«

Nächste Runde: Diesmal schmetterte das Mädchen aus der Gerüstlandschaft den Ball wie eine Weltmeisterin. Während einer der Justins damit beschäftigt war, die Plastikflasche zu holen, hatte unser Team die Bierflaschen leer getrunken.

Ich riss die Arme hoch und rief mit der Stimme eines Dämons: »Gewonnen, ihr Opfer!« Dann taumelte ich und fiel zu Boden.

Die Kassierererin kam zu mir und half mir auf. »Danke!«, sagte ich etwas verlegen und fragte: »Wie heißt du eigentlich?«

»Celine«, gab sie zurück.

»Nice«, antwortete ich. »Ich bin Tahsim.«

»Und ich bin Baran«, drängte sich Baran zwischen uns, »und ich will jetzt richtig loslegen!« In seiner Hand hielt er eine Art Zigarette, nur viel länger und nach oben hin breiter. Einen Joint.

»Das kann doch nicht dein Ernst sein!«, sagte ich zu ihm und klang dabei so, als würde ich ihm die Schuld an meiner nun wohl gescheiterten Zukunft geben. »Ich habe heute zum ersten Mal geraucht, zum ersten Mal getrunken, und jetzt soll ich auch noch kiffen? Langsam muss hier echt die Polizei auftauchen!«

Celine schaltete sich ein: »Wir chillen hier fast jedes Wochenende, und die Bullen waren noch nie hier – lass auf die Bank setzen und den rauchen.«

## Wir, ihr und Thilo Sarrazin

Mit mulmigem Gefühl, aber aus freien Stücken setzte ich mich mit den beiden auf eine der Bänke. Wir waren mittendrin im Geschehen, aber jeder achtete so sehr auf seinen eigenen Kram, als wären wir vom Rest der Party abgeschnitten. Wo Emrah und das andere Mädchen gelandet waren, wusste ich nicht – aber das war mir auch egal, denn die Party war in vollem Gange.

Die Musik dröhnte immer noch aus einer riesigen Bluetooth-Box, die genug Wumms hatte, um den ganzen Strand zu beschallen. Das Lagerfeuer brannte, die Leute tranken, einige tanzten, und die Party wurde immer größer und lauter. Baran drehte den Joint noch einmal zwischen den Fingern und zündete den riesigen Kopf mit seinem Feuerzeug an. Das Anzünden dauerte viel länger als bei einer normalen Zigarette. Irgendwann war der Kopf eine glühende Kugel, und Baran zog daran. Der Rauch roch nach einer Mischung aus verbrannten Kräutern und sprödem Holz. Nicht angenehm, wie ich fand, aber erträglich. Er reichte Celine den glühenden Stängel.

Geschickt zog sie daran und sagte mit näseler Stimme zu mir: »Ich kenne deine Eltern. Die kaufen immer bei mir ein.«

»Echt?«, fragte ich schüchtern.

»Ja«, sagte sie, während sie erneut am Joint zog. »Deine Mama ist süß, Zucker pur.« Sie reichte mir den Joint. Skeptisch

betrachtete ich ihn, dachte mir dann aber, dass schon alles gut gehen würde, immerhin war in wenigen Wochen mein sechzehnter Geburtstag. Ich war also fast erwachsen, und so schlimm konnte es schon nicht werden.

Ich zog am Joint, der sich anders anfühlte als die Zigarette, und unterdrückte nur knapp einen heraufziehenden Hustenanfall. Es war ganz anders als eine normale Zigarette. Fast leichter zu rauchen, aber irgendwie stärker. Ich zog nicht noch mal, sondern gab den Joint an Baran weiter.

Celine erzählte: »Letztens habe ich die Regale eingeräumt, und sie kam so zu mir und fragte: ›Wo ist Hifa?‹ Ich hatte keine Ahnung, was sie meinte.«

Baran lachte verändert, er kicherte fast. Für mich war »Hifa« inzwischen ein so vertrautes und normal klingendes Wort, dass ich das Unverständnis darüber nicht begreifen konnte. Die Aussprache meiner Mutter war mir so präsent, dass ich vergaß, dass sie falsch war.

Ich lachte gekünstelt und sagte: »Sie meint Hefe. Sie spricht es ›Hifa‹ aus. Keine Ahnung, warum.«

»Ohh, wie süß«, lachte Celine und nahm einen Zug. »Aber warum kann sie eigentlich kein Deutsch? Also nicht böse gemeint. So bisschen kann sie ja. Letztens fragte sie: ›Wo ist der Gurke?‹ Also sie benutzt oft nur falsche Artikel oder so. Aber warum ist das so?«

Ich überlegte, merkte aber schnell, dass ich auf ihre Frage keine Antwort hatte.

Ich hatte nie darüber nachgedacht, warum meine Mutter kein Deutsch sprach oder warum wir so lebten, wie wir lebten. Warum musste ich alles übersetzen? Warum war meine Mutter so unselbstständig? Meine Mutter war inzwischen seit über 20 Jahren hier.

Ich hatte keine Antwort und fühlte mich von meiner Ahnungslosigkeit überwältigt. Mir war diese einfache Frage noch nie so offensiv gestellt worden. Um Zeit zu gewinnen und nicht unmittelbar antworten zu müssen, griff ich sogar freiwillig zum Joint.

Ein plötzlicher Schrei aus Richtung des Sees rettete mich aus der beklemmenden Situation. Trotz der lauten Musik hörte ich eine Person rufen: »Das ist so typisch!« Irgendwer drehte die Musik leiser, alle schwiegen und blickten angstvoll zum Wasser.

Dann erkannte ich die wütende Stimme von Emrah, der brüllte: »Sag das noch mal, du Scheiß-Alman!«

Eine Mädchenstimme, die ich nicht zuordnen konnte, sagte beschwichtigend: »Scheiß auf den, man!«

»Das ist Hülya!«, rief Celine panisch. Sie sprang von der Bank auf und rannte dorthin, wo die Stimmen hergekommen waren. Hülya, das vermochte mein benebeltes Hirn sich zusammenzureimen, musste das schwarzhaarige Mädchen aus der Gerüstlandschaft sein.

Baran und ich folgten Celine. Baran zückte sein Handy, um mit der integrierten Taschenlampe besser sehen zu können. Ich sah, wie Emrah auf einem der Justins kniete. Seine Hände

umschlossen dessen Hals. Beide waren durchnässt und voller Sand. Baran und ich stürzten uns auf Emrah, um ihn wegzuziehen.

Der Justin stand auf, wich panisch zurück und schrie mit aufgerissenen Augen: »Was ist falsch bei euch, Alter?«

Emrah schrie zurück, zeigte dabei auf Hülya, die ebenfalls triefnass war und sich inzwischen an Celine geschmiegt hatte, und brüllte noch lauter als zuvor: »Warum packst du sie an?«

»Alter«, sagte der Justin, »die hat mich angetanzt.«

Hülya, die bei Celine gestanden hatte, trat energisch auf den Justin zu und schrie: »Bevor ich dich antanze, verbrenne ich lieber in der Hölle! Und selbst wenn, du Bastard packst mich nicht an!«

Celine versuchte, Hülya zu beruhigen: »Scheiß auf den Hund!«

Baran und ich hielten Emrah von beiden Seiten fest umklammert, um zu verhindern, dass Schlimmeres mit dem Bieber-Klon passierte. Vorsichtig fragte ich: »Was ist denn passiert?« Ich spürte, wie mir wieder schwindelig wurde, hielt mich aber auf den Beinen.

»Der hat Hülya an den Arsch gepackt, und ich hab ihm eine aufs Maul gegeben.« Er wirkte ein wenig ruhiger als zuvor.

Baran klopfte ihm auf die Schulter und lobte ihn: »Du Löwe!«

»Ey«, entgegnete ich und bemerkte, wie schwer meine Zunge in meinem Mund lag, »ich hab heute Alkohol getrunken, die olympischen Saufspiele gewonnen und an 'nem Joint gezogen – ich bin am Arsch. Eine Schlägerei, das muss jetzt nicht auch

noch sein.« Ich war erstaunt, wie viel Vernunft noch in Tahsim steckte.

»Ja, komm, halt's Maul«, sagte Celine unerwartet zu mir, und es fühlte sich an, als hätte sie mich geohrfeigt. Doofe Kuh. Die Art, wie sie kassierte, war sowieso merkwürdig. Na ja. Aber immerhin fragte sie immer nach unserer Kundenkarte und nach Treuepunkten.

Celine, Hülya, Baran, Emrah und ich wandten uns vom aufgeheizten Ort des Geschehens ab. Doch der Justin versuchte, die Situation weiter eskalieren zu lassen: »Verzieht euch, ihr Scheiß-Kanaken!«

Wir drehten uns zu ihm um, blieben aber ruhig. Wir waren zu betrunken, zu bekifft und zu erschöpft, um uns auf diesen offensichtlichen Versuch einzulassen, uns aus der Reserve zu locken. Celine entgegnete mit ruhiger Bestimmtheit: »Das sagt man nicht.«

»Ach ja?«, fauchte der Justin. »Aber mich ›Alman‹ oder ›Kartoffel‹ zu nennen, ist okay? Thilo Sarrazin hat recht! Das kann nicht lange gut gehen mit euch!«

Aus Barans Stimme klang aufrichtige Neugier, als er fragte: »Bruder, willst du echt sagen, dass ›Alman‹ und ›Kanake‹ das Gleiche ist?«

Der Justin antwortete so selbstbewusst, als hätte er lange darauf gewartet, diese Frage beantworten zu dürfen: »Digga, natürlich. Beides hat mit Nationalität zu tun. Und beides sagt man, um jemanden zu dissen. Also sag mir, wo ist der Unterschied?«

Teile seines Einwands kann ich nachvollziehen. »Alman« etwa ist das türkische Wort für »Deutscher«. Und es stimmt, dass wir es verwenden, um typisch deutsches Verhalten zu markieren und weiße Deutsche zu bezeichnen. Auch meine Mutter hat das Wort oft benutzt. Es funktioniert eigentlich weniger als Diffamierung, sondern vielmehr als Differenzierung: Es ist wie eine Antwort auf die ständige Ausgrenzung, die ich und Leute wie ich erfahren. »Wir« sind anders als »ihr«? Okay, dann sind »wir« wirklich anders als »ihr«! »Ihr« seid die Almans, »wir« sind die Kanaken.

Es gab Zeiten, in denen ich mich sehr danach gesehnt habe, einer von ihnen zu sein. In der Grundschule zum Beispiel, als ich mühevoll für Hamza und mich versuchte, den Übergang vom »Ihr« zum »Wir« zu schaffen. Das »Wir« war für mich nicht nur der Wunsch nach Teilhabe, es war der Wunsch, ein Alman, ein Deutscher zu sein. Die Versuche und die Motivation, dazuzugehören, wurden vom »Wir« allerdings nicht wahrgenommen. Stattdessen wurden einseitig die vermeintlichen Unterschiede betont.

Es war so, als hätte ich jedes Jahr versucht, Deutschland zu meinem Kindergeburtstag einzuladen, aber es war nie gekommen – ohne Kommentar. Aber durch die Gerüstlandschaft, durch Freunde wie Baran war es mir irgendwann egal. Ich habe zwei Welten bedient: die der Almans und unsere Welt, in der wir unser wahres Ich zeigen und leben durften.

Wie die Polkappen durch den Klimawandel schmolz mein Verständnis für den Alman-Justin. Ich trat einen Schritt auf ihn zu und sagte: »Junge, bist du irgendwie scharf darauf, ein Opfer zu sein? Willst du unbedingt in den Genuss von Rassismus kommen?« Mein Kopf war so klar, als hätte ich an diesem Abend weder geraucht noch getrunken. Und so redete ich weiter: »Wenn du dich über ›Alman‹ schon so aufregst, dann frag mal uns. Wir nennen euch so, weil ihr uns runtermacht.«

Celine, die sich in diesem Moment als korrektes Alman-Mädchen entpuppte, fragte ihn: »Hast du schon mal daran gedacht, dass das vielleicht eine Antwort oder ein Schutz sein könnte?«

»Was für ein Schutz, Alter?«, drohte Emrah unsere pädagogisch wertvolle Intervention ins Wanken zu bringen. »Wenn der Piç – Bastard – ein Alman ist, dann ist er ein Alman.«

Ich versuchte, die Situation zu entschärfen: »Was Emrah sagen will, ist, dass es sehr wohl einen Unterschied zwischen ›Alman‹ und ›Kan-‹«

Der Justin, der gerade noch aufmerksam zugehört hatte, schaute ängstlich an mir vorbei und rannte plötzlich weg. Hinter mir schrie jemand: »Die Bullen sind da!«

In einer seltsamen Mischung aus Panik und dem unguuten Gefühl, recht gehabt zu haben, kreischte ich: »Ich hab's euch doch gesagt! Das ist alles verboten, was wir hier machen!«

Baran packte mich am Kragen und gab mir zu verstehen, dass ich losrennen sollte. Ohne Rücksicht auf die anderen

rannten wir alle los – in unterschiedliche Richtungen. Ich folgte der dunklen Silhouette von Emrahs buschigem Lockenkopf. Wir hechteten von der Sandfläche auf den Rasen und verschwanden hinter den angrenzenden Bäumen. Aus dem Augenwinkel sah ich zwei Polizisten mit Taschenlampen in der Hand, das Adrenalin pulsierte in meinem Körper.

Dann kam die Angst: »Ich habe ein reines Führungszeugnis. Was ist, wenn sie uns erwischen und ich den Pass nicht bekomme?« Ich rannte so schnell, dass ich befürchtete, meine Lungen würden kollabieren.

»Sei leise!«, zischte Baran.

Noch verstörter schrie ich: »Was ist, wenn die erfahren, dass wir damals Spendengelder auf illegale Weise erwirtschaftet haben?«

»Junge«, keuchte Baran und musste ein Lachen unterdrücken, »du hast zu viel getrunken!«

Zwar hatten wir Hülya und Celine auf dem Heimweg verloren, aber immerhin hatten wir es geschafft, uns irgendwie aus dem Schlamassel zu befreien. Inzwischen war es kalt geworden, aber mein Adrenalin hielt mich warm. Als wir auf dem Weg zurück eine Straße entlangliefen, fragte ich vorsichtig: »Glaubt ihr, der Alman hatte recht?«

»Womit?«, fragte Baran zurück.

»Na, hat Thilo Sarrazin recht?«, hakte ich nach. »Wird Deutschland uns irgendwann nicht mehr dulden? Werden wir

beseitigt oder so was?«

Emrah sah müde aus, gab sich aber alle Mühe, mich zu beruhigen: »Nein, Mann, der Typ hat keine Ahnung. Guck dir mal die NPD an. Die unterstützt doch keiner. Die Nazis sind hier in der Unterzahl.«

Baran pflichtete ihm bei: »Ja, glaub ich auch nicht. Deutschland hat aus seinen Fehlern gelernt. Tamam – wir sind nicht richtig deutsch, aber wir gehören hierhin, und irgendwie wollen die uns auch am Ende des Tages. Da passiert nix, lo.«

Schließlich betraten wir die Gerüstlandschaft. Ich atmete auf und sagte voller Überzeugung: »Das ist unser Zuhause.« Emrah und ich verabschiedeten uns von Baran und machten uns auf den Weg zu unserem Block.

Oben angekommen, schloss ich die Haustür mit dem Schlüssel so leise wie möglich auf. Unsere Wohnung erschien mir so still wie noch nie. Emrah verschwand im Wohnzimmer, wo er schlafen würde. Ich machte mich auf in das Zimmer, in dem mein Bruder und ich schliefen. Ich schaffte es, mich so leise und unauffällig wie möglich bettfertig zu machen, und war froh, zu Hause zu sein.

Als ich im Bett lag, ließ ich den Abend Revue passieren. Ich konnte noch immer nicht glauben, was passiert war. Diesen Abend würde ich nie vergessen, denn das Gespräch mit Baran und Emrah hatte mir ein Gefühl von Sicherheit gegeben. Wir hatten zwar in der Schule oder bei der Ausländerbehörde Rassismus erfahren, aber am Ende gehörten wir zu Deutschland. Das hier war unser Zuhause, und die Almans

wollten uns auch – so glaubte ich damals. Es war wie eine Hassliebe unter Geschwistern. Alles war gut. Wir konnten einfach nicht ohneinander, und keine politische oder gesellschaftliche Macht konnte uns das nehmen.

Zwei Jahre später wurde die AfD gegründet.

## **Ff II Fremdwort**

**[ 'fʁɛ̃mt, vɔʁt ]**

Fremdwörter sind Wörter, die entweder aus altsprachlichen (»fremden«) Wortbestandteilen (vor allem aus dem Griechischen und Lateinischen) bei Bedarf neu gebildet, aus antiken Schriftquellen entlehnt oder erst in jüngerer Zeit durch Sprachkontakt aus anderen (lebenden) Sprachen übernommen wurden.

**Alman - Kanake**

## »Mama, was ist ein Kompositum?«

**W**enn meine Mutter unterwegs ist und einen Krankenwagen in Richtung unserer Wohnung fahren sieht, ruft sie als Erstes einen von uns an, um sicherzugehen, dass der Krankenwagen nicht zu uns kommt. Sie ist eine Mutter, die immer um die Gesundheit ihrer Kinder besorgt war und ist. Wenn nicht, wäre das auch ziemlich besorgniserregend gewesen, und sie hätte hoffentlich schleunigst das Sorgerecht für uns verloren.

Im Gegensatz dazu verabscheut sie bis heute ihre eigenen Arztbesuche, denn wir, ihre Kinder, müssen oft dabei sein, um zu übersetzen. Obwohl das Übersetzen in Behörden, Supermärkten oder Schulen schon immer schmerzhaft genug für mich war, gibt es nur einen Ort, der in dieser Hinsicht noch übler ist: das Gesundheitswesen.

Im Namen meiner Mutter Arztpraxen anzurufen oder sie zu Terminen zu begleiten, war schon immer eine Kunst für sich. Noch heute übersetze ich lieber täglich die neuesten Aldi-Angebote ins Kurdische, als sie auch nur bei einem einzigen Arztbesuch zu begleiten.

So mag nun der Eindruck entstehen, dass ich der schrecklichste Sohn auf der Welt bin und keinerlei

Selbstlosigkeit und Nächstenliebe besitze. Aber wartet nur ab, dann werdet ihr verstehen.

Mit dieser Abneigung bin ich übrigens nicht allein. Ich bin mir sicher, dass das die einzige Situation ist, in der sich meine Mutter sehnlichst wünscht, sie würde Deutsch sprechen, damit sie auf die Begleitung ihrer undankbaren Kinder verzichten könnte.

Wie es um die Gesundheit meiner Mutter steht? Sie ist zur Fertigstellung dieses Buches 65 Jahre alt und topfit. Außerdem ist sie sehr naturverbunden. In der Zeit von April bis September schenkt sie ihre fürsorgliche Mutterliebe nicht mehr uns, ihren Menschenkindern, sondern ihrem Gemüsebeet. Von Zucchini über Tomaten bis hin zu Feigen baut sie alles an, was die gemäßigte Klimazone Norddeutschlands zulässt.

Nach der Bubatz-Legalisierung überlegte sie kurz, ob sie Marihuana anbauen und in feinsten Bioqualität auf kurdischen Hochzeiten verticken sollte. Sie verwarf die Idee aber schnell, weil Cannabis ein Tiefwurzler ist und den Tomaten ihren Platz zum Gedeihen wegnehmen würde. Vielleicht war das nur ein Fiebertraum von mir, aber ich hätte sehr gerne eine Horde Kurden auf Weed Halay tanzen sehen.

Ihre Liebe zum Garten ist echt. So echt, dass es schon Streit gab.

Einmal etwa haben wir unsere Mutter tagelang nicht gesehen, weil sie ständig im Garten verschwunden war, um sich um ihre »grünen Kinder« zu kümmern. Dann kam sie abends wieder ins Haus, war mit Erde beschmiert, hatte

zerzaustes Haar und sah ein bisschen aus wie Dobby, der Hauself der Malfoys.

Natürlich sollte sie ihren Hobbys nachgehen und sich unseretwegen gern auch mit Blumenerde und Dünger einferkeln, aber da wir deswegen zu kurz kamen, mussten wir ein »Familien-Toplanti« – eine türkisch-kurdische Familienkonferenz – einberufen.

Wenn ein Familien-Toplanti einberufen wird, ist es ernst. Zu solchen Anlässen versammeln wir uns im Wohnzimmer, das dann als Plenarsaal dient. Meine Geschwister, mein Vater, unser dreckiger Hauself und ich. Da saßen wir zusammen und machten vor unserer Mutter unserem Ärger über ihre Gartenbesessenheit Luft.

Mein Vater drohte ihr mit dem Jugendamt, und auch ich rang um Worte, um meiner Mutter das Problem zu erklären: »Was haben diese Pflanzen, was wir nicht haben? Sie trinken, sie liegen, und sie wachsen – das sind Eigenschaften, die wir Kinder über die Jahre perfektioniert haben.«

Meine Toplanti-Rede lief gut, bis mein Bruder mich unterbrach: »Ja, aber du kannst keine Fotosynthese machen.«

In diesem Moment hätte ich ihm am liebsten die Gurken aus dem Garten meiner Mutter in die Nasenlöcher gesteckt. Denn er hatte recht: Ich war verdammt noch mal nicht imstande, Fotosynthese zu betreiben. Aber woher wusste er überhaupt, was Fotosynthese ist? Ich kannte den Kerl schon so lange, und obwohl es unzählige Möglichkeiten dazu gegeben hätte, hatten wir noch nie ein Gespräch über Fotosynthese geführt. Aber

jetzt, wo ich mit meiner Toplanti-Rede überzeugen wollte, machte er mit seinem geheimen Wissen alles zunichte.

Zugegeben, wir haben mit unserer Familien-Intervention versagt – die exzessive Gärtnerei meiner Mutter besteht bis heute. Ich erzähle dir davon, weil diese maßlose Gartenarbeit positive Nebeneffekte auf ihre Gesundheit hat: Meine Mutter leistet körperliche Schwerstarbeit, und vor allem ernährt sie sich hauptsächlich von ihrem selbst angebauten Gemüse. Es wäre alles gut, wäre da nicht der halbe Liter Öl, den sie regelmäßig in den Beilagen-Reis schüttet.

Meine Mama war immer fit: Sie war nie eine Nordic-Walking-Mama, aber sie hat lange Spaziergänge mit uns gemacht und schwere Einkaufstaschen in den dritten Stock getragen. Sie hat alles geschafft, war nie müde, hat immer weitergearbeitet. Seit fast 30 Jahren putzt sie jeden Tag das älteste italienische Café in Oldenburg. Nie hat sie einen freien Tag. Ostern, Pfingsten, Heiligabend, Silvester – solange ich mich erinnern kann, ist meine Mutter jeden Tag um fünf Uhr aufgestanden, hat uns geweckt, die Brotdosen gepackt und ist dann zur Arbeit gegangen. 365 Tage im Jahr malochen für einen Hungerlohn. Beschwer hat sie sich nie. Wenn wir ihr vorschlugen, mit dem Arbeiten aufzuhören, wurde sie wütend.

Für meine Mutter war es schon immer wichtig, dass sie selbst arbeitet – auch wenn wir das Geld anders hätten aufbringen können. Sie ist wie ein Motor, der sich beständig dreht, der nie aus der Ruhe kommt. Ein wenig wie Peppa Wutz, die unermüdlich immer kundtun muss, dass sie wirklich Peppa

Wutz heißt. Wenn's ums Arbeiten geht, ist meine Mutter also ein hässlich animiertes Schweinchen – voller Eifer und Tatendrang.

Für mich war meine Mutter immer unbezwingbar. Doch mit den Jahren haben ihr ihre Eigenschaften auch zu schaffen gemacht, und die Arztbesuche begannen, sich zu häufen.

Meiner Mutter zuliebe – ja, ich liebe diese Frau zutiefst – werde ich in diesem Kapitel nicht auf konkrete Diagnosen eingehen oder ihren Gesundheitszustand im Detail erläutern. Denn das, was ich mit dir teilen möchte, lässt sich auch so erzählen. Die Geschichten, die ich hier aufschreibe, stammen nicht nur von mir, sondern auch von meinen beiden Schwestern. Denn wir wechseln uns bei der Begleitung zu den Arztterminen ab. Mein Bruder ist natürlich nicht involviert, weil er ein beschränktes und verwöhntes Gen-Z-Kind mit deutschem Pass ist.

## Ärzte sehen und sterben

Das Verhältnis zwischen meiner Mutter und den Ärzten in diesem Land ist nicht so einfach zu beschreiben. Was ich aber sagen kann, ist, dass Ärzte meine Mutter scheinbar hassen. Ich glaube, sie hassen sie, weil sie von meiner Mutter nicht den Respekt und die Bewunderung bekommen, die sie gewohnt zu sein scheinen. Ärzte sind Helden, das ist unbestritten. Aber sie sind auch kleine Egozentriker, zumindest die Ärzte, die wir kennen. Wenn es keine Rapper, Schauspieler oder Fußballer gäbe, wären Ärzte, so mein Eindruck, wenn ich meine Mutter zu ihren Terminen begleite, die arroganten Celebrities unserer Welt.

Persönlich habe ich der ärztlichen Arroganz gerne den Raum gegeben, den sie benötigt, um meine Ziele zu erreichen. Es gab immer diesen einen Doc, den ich zu jeder Klausurenphase bat, mir ein Attest auszustellen, damit ich die Prüfungen verschieben konnte. Ich habe zwar schon als Kind Theater gespielt, aber diese Termine bewiesen, dass ich für die großen Bühnen dieser Welt geschaffen bin. Mit voller Überzeugung habe ich dem Doc weisgemacht, dass ich Atemprobleme habe, und am Ende meiner Fake-Predigt natürlich einen obligatorischen und oscarreifen Huster hinterhergeschoben.

Ehe ich mich versah, war meine Brust übersät von diesen Mini-Saugnäpfen, **11** und ich wurde von Kopf bis Fuß

durchgecheckt.

Ich habe die Show natürlich bis zum Ende durchgezogen, um meinen Willen zu bekommen und das eigentliche Ziel des Arztbesuchs zu erreichen: den gelben Schein. Der Arzt händigte mir den Wisch immer so selbstzufrieden aus, als hätte er gerade Krebs geheilt. Dabei hatte ich einfach keinen Bock auf die Syntax-Klausur.

Meine Mutter hingegen lässt den Ärzten keinen Raum für ihre Selbstverliebtheit und behandelt sie wie Unwissende, die bei allem, was sie tun, Hilfe brauchen. So kommt es nicht selten vor, dass sie Ärzte fragt, ob sie denn studiert hätten. Eine Frau ohne Schulabschluss, ohne gefestigte Lese- und Schreibfähigkeiten, die noch nie Goethes *Faust* in der Hand hatte, fragt jeden Arzt mit eindringlichem Ernst: »Du wo studiert?«

Die Frau, die noch nie einen Hörsaal von innen gesehen hat, keine Ahnung hat, was es heißt, »Credit Points« hinterherzujagen oder zum Aufschieben einer Klausur eine ernst zu nehmende Krankheit vorzutäuschen, erdreistet sich, studierte Ärzte wie Dorftrottel zu behandeln.

Ärzte reagieren auf diese verbale Ohrfeige sehr unterschiedlich: Die meisten fangen an zu stottern und laufen rot an. Andere antworten in plötzlich ebenso gebrochenem Deutsch: »Natürlich ich studiert, in Charité Berlin Ausbildung gemacht.«

Meine Mutter bricht bei diesen Antworten in schallendes Gelächter aus und haucht fast zärtlich: »Er ist ein guter Doktor,

mashallah.«

Ich finde es immer lustig, wenn sich die Leute der Sprache meiner Mutter anpassen und ein weißer Arzt, der gerade noch erklärt hat, dass er an irgendeiner prestigeträchtigen Universität studiert hat, so redet, als müsse er demnächst einen Asylantrag stellen. Ich bin unsicher: Entweder ist das eine abgewandelte Anwendung leichter Sprache im Alltag oder eine neue Form der kulturellen Aneignung.

In diesen Momenten ist es meine Aufgabe, deeskalierend einzugreifen: »Meine Mutter scherzt nur, das kann sie noch.« Dann setze ich ein perfektioniertes »German-Smile« auf.

Kennst du das German-Smile? Nein? Das ist dieses breite Grinsen, bei dem man die Lippen nach innen rollt, viel Zahn und Zahnfleisch zeigt und die Augen so fest zusammenkneift, dass es fast wehtut. Eigentlich kommt es einer Drohgebärde gleich, aber in Deutschland funktioniert es, um weiße Menschen zu besänftigen. Beim letzten Arzttermin, zu dem ich meine Mutter begleitet habe, gab mir der Doc dann auch ein German-Smile zurück. Danach begann er mit der Anamnese.

Wir durchliefen den typischen Gesprächsfluss, den auch du aus Arztpraxen kennst. Während meiner halbherzigen Übersetzung schweifte ich immer wieder ab, schaute mich im Raum um und überlegte, ob hier schon Menschen gestorben sind. Das ist leider meine Schwäche: meine Konzentration. Sie hat das Leben einer Seifenblase, die kurz nach ihrem Entstehen wieder

zerplatzt. Wäre meine Konzentration ein Kind, dann wäre es eines dieser iPad-Kinder mit leerem Blick. Während der Arzt mit einem aufgesetzten Lachen versuchte, darüber hinwegzutäuschen, dass er meine Mutter nicht verstand, malte ich mir ein Szenario nach dem anderen aus.

Ich schaute den Arzt an, einen etwa 50-jährigen Mann mit Bart, der aussah, als wäre er auf einer Sonnenbank mit Beschleunigungscreme eingeschlafen. Er tippte auf seinem Laptop herum, der diesen unnötigen roten Knubbelknopf in der Tastaturmitte hatte. Auf seinem Schreibtisch stand ein gerahmtes Familienfoto, auf dem der Arzt, eine deutlich jüngere Frau und zwei kleine Mädchen zu sehen waren. Eine glückliche Familie, die in meiner Vorstellung regelmäßig Urlaub am Gardasee macht. Rechts von uns befand sich eine Behandlungsliege, die offensichtlich schon in die Jahre gekommen war. Ist mal jemand darauf gestorben?

»Hat Ihre Mutter schon mal einen Lungenfunktionstest gemacht?«, riss mich der Arzt aus meinen Gedanken. Das ist der Grund, warum ich es hasse, hier zu übersetzen: die Fachbegriffe. Was zur Hölle heißt jetzt »Lungenfunktionstest« auf Kurdisch?

Ich zog nervös mein Handy aus der Hosentasche und öffnete den Google-Übersetzer. Seit ein paar Jahren gibt es da zu meinem Glück auch Kurdisch. Ich gab »Lungenfunktionstest« ein, das Ding spuckte mir »Testa fonksiyona pişikê« aus. Hätte ich mir auch denken können. Wo das Deutsche hervorragend mit einem Kompositum auskommt, verzichtet das Kurdische

auf diese Aneinanderkettung von Worten und lässt sie getrennt stehen. Die Übersetzung solcher Begriffe ist für mich oft sehr schwer, weil sie in beiden Sprachen so unterschiedlich sind. Aber scheiß jetzt mal darauf – zurück in die Arztpraxis.

Mit Mühe übersetzte ich die Frage, meine Mutter nickte und antwortete: »Ich habe Schmerzen im Bauch, wieso fragt er nach meiner Lunge? Sag diesem Mann, dass ich den Test in Istanbul gemacht habe, als ich mir die Zähne machen ließ.«

Ich wurde ungeduldig. Warum kooperierte sie nicht mit mir und dem Arzt, damit wir hier weiterkamen? Ich fragte meine Mutter erneut, ob sie sich sicher war, dass sie einen Lungenfunktionstest gemacht hat. Denn wie soll ich dem Arzt glaubwürdig vermitteln, dass ein solcher Test im Rahmen einer Zahnbehandlung stattgefunden haben soll? Außerdem befürchtete ich, dass er uns für OP-Touristen halten und meine Mutter schlechter behandeln könnte.

Scheiß drauf, ich übersetzte wortgetreu: »Sie sagt, sie hat sich in der Türkei die Zähne machen lassen, und bei dieser Gelegenheit musste sie wohl einen solchen Test machen.«

Der Arzt schaute mich ungläubig an und fragte: »Beim Zahnarzt in der Türkei?« Als er nachschob: »Viele meiner ausländischen Patienten lassen sich dort behandeln – ich hoffe, dass keine bleibenden Schäden entstanden sind«, klang er ehrlich besorgt. Dann verließ er das Behandlungszimmer und sagte beim Hinausgehen: »Gut, ich würde trotzdem noch einmal einen Test machen. Ich kümmere mich um die Überweisung und bin gleich wieder da.«

Zwischen meiner Mutter und mir machte sich eine bedrückende Stille breit. »Das mit der Türkei hättest du nicht sagen müssen. Sag einfach, dass du den Test gemacht hast, und das war's«, brach ich das Schweigen.

Sie fixierte mich und sagte: »Warum sollte ich lügen? Wenn der Mann mich wegen meiner Herkunft schlecht behandeln will, dann wird er dafür schon einen Weg finden.« Recht hatte sie, ich diskutierte nicht weiter mit ihr. Die finden immer einen Weg.

Sie nahm sich die *Gala* vom Beistelltisch und blätterte darin, als verstünde sie jedes Wort. Sie blätterte die Zeitschrift mit prüfendem Blick durch. Es war derselbe Blick, mit dem sie auch Aldi-Prospekte oder ihre TikTok-ForYou-Page analysierte. Dazu hält sie das zu analysierende Objekt mindestens 60 Zentimeter von sich entfernt und neigt den Kopf leicht nach oben. Wortwörtlich von oben herab blickt sie dann in immer gleicher Pose wahlweise auf Artikel über Donald Trump oder auf Kilopreis-Angebote für Hähnchenschenkel. In gewisser Weise besteht rein optisch zwischen Trumps Gesicht und einem Broiler eh kaum ein Unterschied.

Als ich sie so ansah, tat sie mir fast leid. Es war nicht die Übersetzung, die mir schlechte Laune bereitete, es waren dieser öde Ort und der Nachklang des Leids anderer Menschen, die vor uns hier waren. Wäre ich allein hier gewesen, hätte ich mir keine Gedanken darüber gemacht, ob hier schon jemand auf dieser gottverdammten Behandlungsliege gestorben war. Es wäre mir egal gewesen. Aber hier mit meiner Mutter zu sein,

machte mich paranoid, und ich malte mir das Schlimmste aus: Dieser Ort ließ mich an den Tod denken. An den Tod meiner Mutter.

Wie im Bett, wenn man nicht einschlafen kann, formten sich Fragen in meinem Kopf: Was wäre, wenn? War ich ein guter Sohn? War ich eine Unterstützung für sie? War ich eine Last? Muss ich mir erst makabre Szenarien ausmalen, damit ich ein guter Sohn für meine Eltern bin? Für mich ist die Vorstellung, meine Mutter zu verlieren, ein schrecklicher Gedanke, der mich jedes Mal begleitet, wenn ich mit ihr zum Arzt gehe. Wenn diese Gedanken auftauchen, versuche ich, sie mit aller Kraft von mir zu stoßen, wie einen Parasiten, der versucht, sich einzunisten.

In *Harry Potter und der Gefangene von Askaban* gibt es eine Szene im Unterricht, in der sich die Schüler ihrer größten Angst stellen müssen. Das Wesen, das den Schülern gegenübertritt, ist ein sogenannter Irrwicht, ein böser Geist, der die Gestalt der größten Furcht seines Gegenübers annimmt. Für manche ist es ein Clown, für andere eine Riesenspinne oder ein Monster.

Ich habe mich oft gefragt, welche Gestalt ein Irrwicht bei mir annehmen würde. Ich denke, meine tiefste Angst ist das Ende meiner Eltern: dass sie sterben und nicht alle schönen Seiten des Lebens erlebt haben. Dass sie sterben und nicht wissen, wie es ist, unbeschwert zu sein. Dass sie sterben und ich nicht alle Ecken und Kanten ihres Charakters kennengelernt habe. Dass sie einfach nicht mehr da sind.

Es ist für mich unangenehm, darüber zu schreiben oder auch nur daran zu denken, aber ich bin fest davon überzeugt, dass viele diese Angst kennen. Alle denken an den Tod, sei es der eigene oder der eines geliebten Menschen.

Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich einmal mit meiner Schulklasse eine Ausstellung zum Thema Tod besuchte. Es war eine Art interaktiver Museumsrundgang, der uns spielerisch und einfühlsam an das Thema heranführen sollte. Unter den Stationen gab es eine, bei der die Warteschlange besonders lang war. Die Schlange führte zu einem Sarg, der zum Probeliegen zur Verfügung stand. Ich bin mir unsicher, welchen didaktischen Mehrwert diese Station hatte, vermutlich irgendwas mit emotionalem Nachempfinden oder so.

Ich ließ mich von der Masse mitreißen und legte mich in den Sarg. Innen war er mit einem weißen, glänzenden Seidenstoff gepolstert. Als ich darin lag, schloss ein Mitarbeiter des Museums den Sargdeckel. Es wurde dunkel. Und es war das dunkelste Dunkel, das ich je erlebt hatte. Ich fühlte mich, als würde die Finsternis mich erdrücken. Ich hielt es nicht lange aus, klopfte panisch von innen an die Klappe und wurde immer hysterischer. Der Mitarbeiter öffnete den Deckel, ich sprang aus dem Sarg und musste an die frische Luft.

An diesem Tag wurde der Tod zu meiner größten Angst – nicht das Sterben an sich, sondern die Vorstellung, meine Zeit vergeudet zu haben.

## Herzensangelegenheiten

Ein paar Wochen später begleiteten meine Kondom-Schwester Dilan und ich unsere Mutter in eine andere Arztpraxis. Meiner Mutter ging es schlecht. Sie hatte massive Wassereinlagerungen, und selbst einfache Bewegungen fielen ihr schwer. Sie war nicht einmal mehr zum Scherzen aufgelegt oder dazu, die Ärzte herumzuscheuchen. Sie war erschöpft von den vielen Tests, die in den letzten Wochen an ihr durchgeführt worden waren. Denn jeder Arzt, den wir aufgesucht hatten, hatte etwas anderes ausprobieren wollen, um herauszufinden, was mit meiner Mutter nicht stimmte. Ein mühsames Spiel, das mich am deutschen Gesundheitssystem zweifeln ließ.

Kürzlich war ich in Istanbul gewesen und hatte am Bosphorus ein frisches Fischbrötchen gegessen. Das einzige Problem war, dass der Fisch wie so oft noch voller Gräten war. Die meisten waren so kleine, dünne, die kaum spürbar sind, aber hier und da war auch ein etwas dickerer Oschi dabei. So einer blieb mir im Hals stecken. Ich bekam kaum noch Luft und hatte ein permanentes Stechen im Hals.

Vor meiner Reise hatte ich in weiser Voraussicht und sehr Alman-like über Check24 die günstigste Auslands-Krankenversicherung abgeschlossen und wähnte mich in Sicherheit. Ich fuhr in eines der Krankenhäuser und nahm im Warteraum der Notaufnahme Platz. Der Warteraum war

dunkel, weil die Deckenbeleuchtung defekt war. Ab und zu flackerte sie auf und hüllte den Raum für wenige Augenblicke in ein unnatürliches Licht. Dieses reichte gerade so aus, um das Geschehen im Warteraum zu erkennen: Es war brechend voll, der Boden war übersät mit Pfützen, die Wände waren voll Schimmel, und auf einigen Stühlen waren Blutspritzer zu sehen. Überall husteten kranke Menschen, hier und da schrien Kinder.

Was ich damit sagen will: Ich habe gesehen, was ein schlechtes Gesundheitssystem anrichten kann und dass es dazu führt, dass Menschen nicht die gesundheitliche Versorgung erhalten, die sie benötigen. Und dass Istanbul zwar bekannt für seinen Chirurgie-Tourismus ist, dich aber anscheinend nicht jedes Krankenhaus mit einem Shuttleservice vom Flughafen in ein hotelähnliches Patientenzimmer transportiert.

Auch wenn das deutsche Gesundheitssystem kaputt gespart wurde, so ist es gemessen an besagtem Istanbul Krankenhaus noch immer gut ausgebaut, und ich weiß es zu schätzen, dass wir Zugang dazu haben. Gleichzeitig – das ist mir erst durch die Begleitung meiner Mutter zu ihren Arztterminen bewusst geworden – gibt es auch hier eine Zweiklassengesellschaft, wenn es um die Gesundheitsversorgung geht: Meine Mutter wird mit ihren Beschwerden einfach nicht ernst genommen.

Es ist ja nicht so, als wäre sie völlig unselbstständig und noch nie alleine beim Arzt gewesen. Ganz im Gegenteil, sie hat sich über die Jahre ihre eigenen Taktiken zugelegt, um alleine zurechtzukommen. Ohne Lesen, ohne Schreiben, ohne

perfektes Deutsch. Viele Male hat das nicht ausgereicht, aber andere, wenige Male kam sie damit durch. Sie fährt jeden Tag mit dem Bus zur Arbeit. Sie kennt jeden Busfahrplan der Linien, die für sie relevant sind. **12** Routinebehandlungen beim Zahnarzt oder Blutabnahmen kriegt sie auch ohne uns hin. Bei den wichtigen Terminen, wo mit dem Arzt viel geredet werden muss, sind wir dann dabei.

Es war ein mühsamer Weg gewesen, bis wir einen Arzt gefunden hatten, der sie ernst nahm. Selbst, als wir in den Wochen zuvor zweimal mitten in der Nacht den Krankenwagen rufen mussten, wurde meine Mutter im Krankenhaus mit einem »Ja, das ist das Alter, deshalb ist das Atmen so schwer« abgefertigt.

Wenn ich dabei eine Sache gelernt habe, dann, dass dich die Leute in der Notaufnahme nicht ernst nehmen, bis du unhöflich wirst. Unhöflich und laut – bei einem wie mir gibt das direkt eine BILD-Schlagzeile: »Rüpel-Ausländer demoliert Krankenhaus und tötet dabei tausend Katzenbabys!« Inzwischen ist mir das egal, denn ich will, dass sich immer jemand vernünftig um meine Mutter kümmert.

Falls eine betroffene Person das hier liest: Es tut mir leid. Mir ist durchaus bewusst, dass Menschen, die in Deutschland im Gesundheitswesen arbeiten, von einem massiven Personalmangel betroffen und entsprechend völlig überlastet sind.

Es dauerte nicht lange, und wir saßen im Besprechungszimmer eines Chefarztes. Der Raum war viel moderner eingerichtet als der des letzten Arztes, ohne durchlöchernte Behandlungsliege. Alles war in Beigetönen gehalten und vermittelte das Gefühl, in einer Wellness-Oase zu sein – die Todesszenarien rückten in weite Ferne, denn auf so einer makellosen Liege konnte niemand sterben. Jedenfalls nicht heute.

Der Arzt begann: »Ich erzähle Ihnen alles, und Sie übersetzen es für Ihre Mutter, in Ordnung? Wenn Sie Zeit brauchen oder etwas nicht verstehen, sagen Sie es gern!« Während er sprach, schaute er nicht in unsere Richtung, sondern auf das Blatt vor sich. So war nicht zu erkennen, ob er gerade Dilan oder mir die Aufgabe der Übersetzung zugeteilt hatte. Wir fühlten uns beide verantwortlich. Mich verwunderte, dass er so nett war – das war bei anderen Besuchen nicht so gewesen. Könnte aber daran liegen, dass ich sein Personal angeschrien hatte. Na ja.

Ab und zu blickte er von seinem Blatt auf, lächelte herzlich und vergewisserte sich, dass wir ihm folgen konnten. Dann nickte er – mehr für sich als für uns – und erklärte weiter: »Nun, es scheint nicht verwunderlich, dass die letzten Arztbesuche, auch die in der Notaufnahme, wenig erfolgreich waren: Die Kolleginnen und Kollegen haben einen Aspekt nicht bedacht. Kurzum, Ihre Mutter hat –.«

Wie bereits angekündigt, werde ich in diesem Kapitel nicht auf die Diagnose meiner Mutter eingehen. Und selbst wenn ich darüber schreiben wollen würde, würde der obige Satz an

dieser Stelle enden. Denn ich konnte nur den ersten Teil der Diagnose verstehen, bevor mir alles entglitt und es in meinen Ohren rauschte.

Bevor dir das Herz ebenfalls in die Hose rutscht, möchte ich Entwarnung geben: Meiner Mutter geht es gut – inzwischen wieder, Gott sei Dank. Nichtsdestotrotz sind Ansprachen von Ärzten, die Triggerwörter enthalten, immer beängstigend.

Das Schwierigste war jetzt aber, das Ganze für unsere Mutter zu übersetzen. Der Arzt merkte, dass Dilan und ich aus der Fassung geraten waren, und hörte auf zu reden. Ich versuchte zu übersetzen, bekam aber keinen Satz heraus. Ich sah Dilan an, sie hatte Tränen in den Augen. Meine Mutter hatte inzwischen gemerkt, dass wir endlich einen Arzt vor uns hatten, der wusste, was er tat – und etwas zu sagen hatte, das nicht sehr erfreulich war.

Meine Mutter warf mir einen mahnenden Blick zu: »Sag mir sofort, was der Arzt gesagt hat«, herrschte sie mich an.

Zum ersten Mal in meinem Leben war ich nicht in der Lage, für meine Mutter zu übersetzen, weil ich wusste, dass ich ihr das Herz brechen würde. Mein Innerstes weigerte sich, und so wandte ich meine ganze Kraft auf. Doch am Ende brachte ich nur zusammenhanglose Wortfetzen auf Kurdisch heraus: »Ähm ... dein Herz ... also der Arzt.«

Sie schaute mich verunsichert an und fragte: »Was ist mit meinem Herz, mein Sohn?«

Ich wandte mich Hilfe suchend Dilan zu, aber es war offensichtlich, dass sie die Situation nicht auffangen konnte –

weinend verließ sie den Raum.

In der Schule, bei Elternabenden, bei der Ausländerbehörde, bei Telefongesprächen – nie war ich mir zu schade, um für meine Mutter zu übersetzen. Heute verstehe ich, dass es Situationen gibt, in denen Kinder nicht für ihre Eltern übersetzen sollten. Denn man kann sich nicht darauf vorbereiten, den Menschen, die man liebt, schlechte Nachrichten zu überbringen. Ich hätte überall auf ausgebildete, staatlich geprüfte Dolmetscher verzichten können – nur an diesem Tag, nur hier, hätte ich wirklich jemanden gebraucht, der mir diese schreckliche Aufgabe abnahm. Oder der mich wenigstens im Übersetzen von schlechten Botschaften an geliebte Menschen geschult hätte.

Ich bin sicher, dass Dolmetscher im Gesundheitswesen gebraucht werden. Nicht nur für die reibungslose Versorgung von Patienten, sondern auch, um die Angehörigen in diesem hochsensiblen Bereich zu entlasten. Darüber hinaus könnte eine Übersetzung dazu beitragen, dass Patienten mit Sprachbarrieren vor Rassismus im Gesundheitswesen geschützt werden.

Wenn wir meine Mutter begleiten, dann ist sie geschützt, aber es besorgt mich, wenn ich daran denke, was sie erlebt, wenn sie allein ist. Vielleicht denkst du, dass Arztpraxen und Krankenhäuser geschützte Räume sind, in denen Rassismus selten vorkommt, weil dort Menschen mit Hochschulabschluss arbeiten. Meiner Erfahrung nach sind manchmal gerade

diejenigen mit der höchsten formalen Bildung die Schlimmsten – wahre Meister des Rassismus.

Inzwischen gibt es einige Studien, die belegen, dass Rassismus in Deutschland zum Alltag im Gesundheitswesen gehört. Sie zeigen etwa auf, dass es gängig ist, dass Menschen, die Rassismus erfahren, mit ihren Beschwerden nicht ernst genommen werden – eine Erfahrung, die auch meine Mutter gemacht hat. Eine Person, die sich dem Thema Rassismus im deutschen Gesundheitswesen widmet, ist die kurdisch-türkische Ärztin Hatun Karakaş. Auf Instagram [13](#) teilt sie mit ihrer Community sowohl eigene Erfahrungen als auch solche, die ihr geschildert werden. Ein paar davon möchte ich mit dir teilen:

- Ich (16) mit Papa zu meiner OP beim Konsiliararzt. Arzt: »Wann tauschen Sie Ihre Tochter gegen Kamele?«
- Im Krankenhaus wurde ein EKG gemacht, die Krankenschwester bat den Pfleger, die Tür zu schließen. Daraufhin sagt er: »Wir leben in Deutschland, soll sie sich mal anpassen, da wird nix versteckt.«
- Ich hatte starken Eisenmangel. Anstatt dass dieÄrztin mir hilft, hat sie die Schuld an meinem Kopftuch gesehen.
- Ich war als Dolmetscherin beim Psychologen. Der Psychologe hat die ganze Zeit die Eltern und die Religion der Patientin beschuldigt und meinte, dass sie unter dem Druck leiden würde.

- Ich habe den Notruf gewählt, weil meine Tochter eine allergische Reaktion auf Antibiotika bekommen hat. Der Notarzt meinte dann zu seiner Kollegin, dass es nicht nötig sei, extra für dieses Kanakenkind zu kommen – ein Kanake weniger.
- [...] Hebamme, die mich im Kreissaal in Empfang genommen hat, sagte ihrer Kollegin am Telefon folgendes: »Eine Muslimin ist hier, sie kann safe kein Deutsch – ich habe keinen Bock mich mit Händen und Füßen zu verständigen. Ruft bitte die Putzfrau XY zum Übersetzen.« [...]
- Meine frühere Frauenärztin während der 3. Schwangerschaft: »Jetzt reicht's aber auch mit den Kindern!« Anfang der 4. Schwangerschaft wurde sie richtig pampig, ich hab dann gewechselt.

Dies sind nur einige von vielen Geschichten – und es gibt regelmäßig Fälle, in denen medizinisch notwendige Entscheidungen aufgrund von Rassismus nicht getroffen wurden.

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an einen Vortrag der Sozialarbeiterin Sabrina Rahimi, in dem sie zum einen anschaulich vermittelte, dass Intelligenz und Prestige kein Ausschlusskriterium für Rassismus sind, und zum anderen eindrücklich an die *Genfer Deklaration* des Weltärztebundes erinnerte, zu der sich jeder angehende Arzt verpflichtet. Dort

heißt es: »Ich werde den höchsten Respekt vor menschlichem Leben wahren«, und: »Ich werde nicht zulassen, dass Erwägungen von Alter, Krankheit oder Behinderung, Glaube, ethnischer Herkunft, Geschlecht, Staatsangehörigkeit, politischer Zugehörigkeit, Rasse, sexueller Orientierung, sozialer Stellung oder jeglicher anderer Faktoren zwischen meine Pflichten und meine Patientin oder meinen Patienten treten.«

Das ist in Deutschland gegenwärtig nicht überall gewährleistet. Ich habe es selbst erlebt.

Heute geht es meiner Mutter wieder besser. Aber ich habe einmal mehr erfahren, wie wertvoll unsere gemeinsame Zeit ist. Deshalb möchte ich allen, die ihre eigenen Eltern zu Hause pflegen und sich unermüdlich dafür einsetzen, dass sie sich bis zu ihrem letzten Tag wertvoll, besonders und geliebt fühlen, meinen größten Respekt aussprechen.

## **Kk II Kompositum**

**[kɔm'po:zɪtʊm]**

Bei einem Kompositum (= Zusammensetzung) werden zwei oder mehr selbstständige Wörter zu einem neuen Wort zusammengesetzt.

***Lunge + Funktion + Test =***  
**Lungenfunktionstest**

## »Mama, bitte lern Deutsch!«

**T**raditionelle kurdische Hochzeiten sind so ziemlich das Einzige, was ich in unserer Kultur hinterfrage und tendenziell sogar scharf ablehne. Zumindest einige Elemente davon. Kurden würden nie und nimmer auf die Idee kommen, im kleinen Kreis zu heiraten. Die Veranstaltung »Hochzeit« wird nicht nur des bloßen Heiratens wegen veranstaltet, sie ist ein Instrument des Mächtigemessens: Wer heiratet im größten Saal? Wer hat die pompöseste Torte? Welcher Sänger wurde engagiert? Oder um es abzukürzen: Wer hat am meisten Geld ausgegeben für den großen Tag der Liebe?

Es gibt Geschichten von Familien, die Kredite im sechsstelligen Bereich aufgenommen haben, um eine perfekte Hochzeit zu veranstalten. Trotzdem gibt es auf kurdischen Hochzeiten aus irgendeinem Grund immer nur das gleiche, verdammt eintönige Essen: Brathähnchen mit Reis und Salat. Einige servieren das Essen sogar noch auf Plastiktellern. Das hemmungslose Verschulden für die übrigen Elemente einer Hochzeit ist aber nicht mein einziger Kritikpunkt. Kurdische Hochzeiten sind außerdem oftmals eine Zurschaustellung höchst privater Dinge. Ein uraltes Ritual ist beispielsweise das Binden eines roten Bandes um die Taille der Braut – eine Tradition, die sowohl bei Kurden als auch bei Türken auftaucht.

Es existieren verschiedene Auslegungen dieser Tradition, aber in den mir bekannten Fällen bindet entweder der Vater oder der älteste Bruder ein rot leuchtendes Seidenband um die Hüfte der Braut. Dabei gibt er zunächst zweimal vor, dass die Bindung um die Hüfte fehlgeschlagen sei. Das heißt, er legt das Band lediglich lose um die Taille und bindet einen lockeren Knoten, löst diesen aber wieder auf. Erst beim dritten Versuch wird der Knoten final gebunden – und das rote Band ist endgültig Teil der Brautrobe.

Die drei Versuche sollen das große Zögern darstellen, das die Familie der Braut empfindet, denn die Heirat bedeutet schließlich auch, ein geliebtes Familienmitglied loslassen zu müssen. Daher sind unsere Hochzeiten nicht nur ein Ort der Zelebration und Schuldenfalle, sondern vor allen Dingen auch ein Ort der großen Emotionen. Insbesondere beim besagten Band-Ritual fließen ordentlich Tränen. Das Ritual ist nämlich eine seltene Ausnahme, in der es kulturell wohlwollend aufgenommen wird, dass auch Männer Vulnerabilität und Zerbrechlichkeit zeigen.

Nachdem das Band sitzt, fällt die Braut dem Bruder oder dem Vater meist in die Arme, und beide beginnen, bitterlich zu weinen. Diese Trauer und das zweimalige Lösen des Bandes symbolisieren auch, dass die Braut ein perfektes, demütiges junges Mädchen ist, welches aus einem Haushalt kommt, wo es eine gute und respektable Erziehung genossen hat. Sonst würde man ja nicht um sie trauern und würde nicht zögern, sie gehen zu lassen.

Hinzu kommt, dass das Band durch gesellschaftliche Prägungen symbolisch noch für etwas anderes steht – und zwar für Jungfräulichkeit. Es ist eine Art Indikator. Das äußerst Obszöne daran ist, dass die Person, die das Band bindet – also Vater oder Bruder der Braut –, sogar für das Binden bezahlt wird – vom Vater des Bräutigams. Wie gesagt, Geld spielt auf diesen Hochzeiten eine pervers wichtige Rolle. Das Band-Ritual muss für viele Frauen demütigend und bloßstellend sein. Erfreulicherweise merken dies immer mehr Leute – auch die Alten –, und die Rückständigkeit dieser Tradition wird wahrgenommen, sodass sie immer seltener vorkommt.

Also schon der bedeutungstragende Kern dieser Hochzeiten taugt mir nicht. Dazu kommt dann noch das Feiern in einem stickigen Saal mit bis zu 800 Menschen, die ich nicht kenne. Alles in allem nicht gerade meine Lieblingsbeschäftigung. So war es jedenfalls auch an dem Tag, von dem ich jetzt berichten möchte. Dazu springen wir noch einmal zurück in das Jahr 2011, als ich 16 junge Jahre alt werden sollte.

## Einbrecher und Köche

Ich war also schon damals nicht für kurdische Hochzeitsfestivitäten zu begeistern. Da machte ich sogar lieber Deutsch-Förderunterricht. Kurz vor meinem sechzehnten Geburtstag hatte ich aber keine Wahl: Wir waren auf eine Hochzeit eingeladen, die eine mir bekannte, nun wahrscheinlich hoch verschuldete Familie veranstaltete.

Wir waren also alle da – Mama, Baba und die ganze Horde von Kindern. Zu meinem Glück war aber geplant, dass meine Mutter und ich die Hochzeit früher verlassen würden. Der Grund: Schon am nächsten Tag war mein Geburtstag, und ich würde ihn zum ersten Mal feiern – zum ersten Mal außerhalb von zu Hause. Ich hatte mir einen alten Schuppen von unserem regionalen Fußballverein mieten dürfen und hatte für den Abend Freunde eingeladen. Meine Mutter wollte extra dafür Speisen vorbereiten. Da sie jedoch tagsüber arbeiten würde, wollte sie die Hochzeit früher verlassen und diesen Abend für die Vorbereitungen nutzen. Und ich wollte ihr dabei helfen.

Ich freute mich sehr auf den kommenden Tag, ich hatte meinen Geburtstag noch nie ganz allein – also ohne Erwachsene – gefeiert. Noch nie hatte ich Freunde eingeladen, die nicht meine Cousins waren. Ich hatte diesen Tag lange herbeigesehnt und konnte es kaum abwarten. Umso schöner,

dass meine Mutter sich dazu bereit erklärte, extra dafür ein Buffet zu zaubern.

Die Hochzeit lag, Gott sei Dank, nicht in einer weit entfernten Stadt, sondern gleich im Zentrum von Oldenburg. Das heißt, wir konnten Baba und die anderen problemlos dort zurücklassen, und meine Mutter und ich schnappten uns den nächsten Bus. Im Bus wurden wir beide angestarrt, vornehmlich wegen meiner Mutter, welche ein giftgrünes Paillettenkleid trug. Das war mir aber so was von egal, weil ich mich einfach unglaublich auf die Geburtstagsfeier freute. <sup>14</sup> Mir war also gerade alles egal – sollten sie uns doch anstarren. Mama und ich hatten Besseres zu tun: ein Buffet für meine erste Geburtstagsparty vorbereiten.

Als durch die Lautsprecher im Bus unsere Haltestelle angesagt wurde, verließ ich so schnell wie möglich den Bus. Meine Mutter musste einen Zahn zulegen, um mit mir Schritt halten zu können.

»Hayde, Mama, wir haben viel zu tun!« Ich blickte hinter mich und sah, wie sie sich beeilte. In ihrem glitzernden Kleid sah sie wie wandernde Einhornkotze aus.

Wir kamen bei unserem Block an und zwangen uns beide hoch ins oberste Stockwerk. Als ich schon ungeduldig vor der Tür stand, merkte ich, dass meine Mutter etwas zu lange in ihrer Tasche nach ihrem Schlüssel suchte.

Das hatte aber sicherlich nichts zu bedeuten. In der Tasche meiner Mutter wuselt immer eine Menge rum: alte

Kassenbelege, benutzte Taschentücher, Geldbörse, Handcreme ... da dauert es halt manchmal ein wenig.

»Ruhig, Mama! So findest du ihn auch nicht schneller«, sagte ich, weil sie immer hektischer in ihrer Tasche herumsuchte und ihre Hände schon ganz darin verschwunden waren. Als sie dann aber aufhörte, in der Tasche zu suchen, und ihren Busen nach den Schlüsseln abtastete, drehte ich mich weg. Zum einen, weil ich es unangenehm fand, und zum anderen, weil ich selbst immer unruhiger wurde.

»Mein Sohn, ich ... ich finde den Schlüssel nicht, welleh«, keuchte sie, und ich hörte das schlechte Gewissen in ihrer Stimme. Ich drehte mich wieder zu ihr um und versuchte, ruhig zu bleiben. Jedoch merkte ich, wie sehr ich mich dafür anstrengen musste. Ich war nicht sauer auf meine Mutter, darum ging es nicht. Aber ich wollte, dass für den kommenden Tag alles perfekt wird. Es würden auch deutsche Klassenkameraden kommen, und ich hatte noch nie etwas dergleichen gemacht – es fühlte sich wie eine Prüfung an. Ich freute mich also nicht nur, ich hatte auch Angst. Angst, mich mit der Party zu blamieren. Und das Buffet gehörte nun mal zur Party dazu. Ich riss mich zusammen und versuchte, eine Lösung zu finden.

»Okay, wo ist der Ersatzschlüssel?«, fragte ich ruhig.

»Bei deinem Opa.«

Ich rannte sofort die Treppen runter, ein Stockwerk tiefer. Dort klingelte ich an der Haustür meines Opas, der wohl alleine zu Hause war. Doch nichts tat sich. Ich klopfte mehrmals.

Wurde immer lauter. Dann hörte ich von oben meine Mutter rufen: »Er ist bestimmt nicht zu Hause, die Eingangstür stand unten offen.«

»Er muss zu Hause sein«, antwortete ich wütend und versuchte es weiter. »Opa!! Mach auf, ich bin es! Tahsim – äh, Orhan!!« Ich klopfte nun noch lauter und klingelte zusätzlich.

»Hör auf, Tahsim! Komm her und hilf mir!«, kommandierte meine Mutter.

»Wobei helfen?«, fragte ich mich.

Als ich wieder oben war, sah ich, wie meine Mutter sich dicht an die Tür kauerte und am Türrahmen herumfuhrwerkte. Es schien, als wollte sie eine alte Payback-Karte in den Türspalt klemmen.

»Was machst du da?«

»Frag nicht so viel und hilf deiner Mutter beim Einbrechen. Drück mal mit aller Kraft gegen die Tür, damit ich die Karte dazwischen kriege.« Ich tat, was sie mir befahl, und presste meine Handflächen an unsere Haustür, stütze mich ab und drückte mit meiner ganzen Körperkraft dagegen. Meine Mutter schob gleichzeitig die Payback-Karte zwischen Tür und Türrahmen, was durch meine Anstrengung nun problemlos klappte.

Sie positionierte die Karte gleich neben dem Türgriff und ruckte noch ein-, zweimal daran rum. »Lass jetzt los, mein Sohn«, befahl sie. Zeitgleich drehte sie am Türgriff, bis ein leises Klickgeräusch zu hören war und die Tür tatsächlich aufsprang.

Mit offenem Mund stand ich da und blickte sie ungläubig an.

»Guck nicht so dumm. Denkst du, deine Mutter kann nur kochen?« Sie richtete ihre wirren Haare und trat in die Wohnung.

Erst mal wollten wir uns von den Hochzeitsklamotten befreien und schlüpfen in etwas Komfortables. Meine Mutter bindet sich beim Kochen immer ein orangefarbenes Tuch mit Blumenstickereien um den Kopf. So tat sie es auch jetzt für die Vorbereitungen meines Geburtstagsbuffets, welches fast zu kippen drohte.

Irgendwie war ich immer noch ganz nervös, obwohl wir jetzt in der Wohnung waren. »Nervös« ist aber eigentlich das falsche Wort, denn ich war geladen. Vorhin auf dem Flur war in mir eine Wut aufgestiegen – Wut darüber, dass ich diese große Prüfung versauen könnte. Ich schob dieses Gefühl nun aber, so gut es ging, von mir weg und versuchte, mich zu konzentrieren.

In der Küche begann meine Mutter mit ihrer Koordination: »Wir beginnen mit dem Teig. Gib mir die Hefe.«

Ich kramte die gewünschte Zutat aus dem Kühlschrank. Die kurdische Übersetzung für »Hefe« fand ich übrigens schon immer interessant. »Hefe« auf Kurdisch lautet »hevîrtirş« – und eigentlich sind das zwei separate Wörter, die zu einem geformt wurden: »Hevîr« (Teig) und »tirş« (sauer). Zusammengesetzt ergeben sie das kurdische Wort für »Hefe«, was unglaublich viel Sinn ergibt, weil die Hefe im Teig Säure auslöst – ihn also fermentiert. Wenn es den Kurden also an Wörtern fehlt, nehmen sie einfach das, was sie bereits besitzen, und basteln etwas neues Sinnhaftes. Wirklich genial.

»Weißt du, was ›hevîrtirş‹ auf Deutsch bedeutet?«, fragte ich meine Mutter neugierig.

»Ja, klar«, entgegnete sie, »Hifa.« Ich verkniff mir das Lachen.

Zunächst ließ sie den Hefewürfel in einer Milch-Wasser-Mischung auflösen, ehe sie nach und nach Mehl und weitere Zutaten hinzugab und daraus einen schönen Teig zauberte. Ich wurde derweil dazu verdonnert, ein halbes Kilo Zwiebeln zu schälen und zu zerkleinern.

Plötzlich klingelte das Telefon. Meine Mutter wischte sich die Hände an der Schürze ab, lief in den Flur und nahm den Hörer ab. Es vergingen jedoch keine fünf Sekunden, und sie rief schon nach mir. Beim Vorbeigehen drückte sie mir den Apparat in die Hand und flüsterte: »Ein Mann von der Telekom. Ich verstehe ihn nicht. Rede du.«

Ich verdrehte genervt die Augen und sprach mit dem Herrn, der uns irgendein Vertragsupdate andrehen wollte. Ich drückte ihn, so schnell es ging, weg und eilte zurück in die Küche, weil ich mich wieder den Vorbereitungen widmen wollte. Ich vertraute jetzt einfach darauf, dass alles irgendwie gut werden würde.

Es war mittlerweile schon gegen 18 Uhr. Wir hatten zwar schon etwas Zeit verspielt, aber dann würde es heute etwas länger dauern. Der Teig ruhte mittlerweile und war eingewickelt in gefühlt 1000 Tücher, damit er gut gewärmt war. Dies bedeutete aber natürlich keine Ruhephase für *uns*.

Meine Mutter wollte sich anlässlich des Geburtstags zum ersten Mal an ein Rezept rantrauen. Sie kochte nie nach Rezepten oder Mengenangaben, sondern immer nach Gefühl und so, wie es ihr ihre Mutter beigebracht hatte. Im letzten Aldi-Prospekt hatte sie aber ein Rezept für einen Apfelkuchen entdeckt, welches sie ausprobieren wollte. Das Rezept war zwar auch mit einer bildlichen Anleitung untermalt, aber ich wartete schon darauf, dass sie mich um eine Übersetzung bitten würde.

Ich weiß nicht, wieso, aber ich war an diesem Tag gereizt. Es war einer dieser Tage, an denen ich nicht für andere funktionieren wollte. Einer dieser Tage, an denen ich nicht gefordert werden wollte.

Sie hielt das Prospekt nah an ihr Gesicht und kniff die Augen zusammen, um die Bilder genau zu mustern. Ich wollte gerade einschreiten, als wieder ein Klingeln ertönte. Diesmal die Hausklingel. Also ging meine Mutter wieder weg und nahm den Hörer an der Haustür ab.

»Hallo? Wer ist da?«, fragte sie auf Kurdisch, was in der Gerüstlandschaft völlig legitim war, denn wieso sollte man hier deutschen Besuch erwarten? Außer es wären Polizisten, die die Wohnung mit einer Razzia wegen Drogenhandel stürmen wollen. Aber noch dealte niemand von uns. Ich wollte erst mal mein Abitur zu Ende machen. Und ich glaube auch nicht, dass Beamte bei einer Razzia nett klingeln. Sie kommen einfach rein.

»Tahsim, komm du bitte, ich verstehe nicht, wer das ist.«

Wieder tauschten meine Mutter und ich unsere Posten: sie zurück in die Küche und ich an den Hörer, um die unbekannte

Person zu identifizieren. »Wer ist da?«, fragte ich genervt.

»Habt ihr was zu essen für mich?«, antwortete eine rauchige Stimme am anderen Ende.

»Hää, was?!«

»Ich bin Michael, Mensch!«

Das hatte mir gerade noch gefehlt. Warum jetzt?! Michael war einer der wenigen Deutschen, die hier lebten, und er war ganz allein. Lange Zeit gab es nur ihn und seinen Schäferhund. Doch selbst dieser war ihm vor einigen Sommern weggenommen worden, nachdem ihm der Hund auf dem Spielplatz vor den Augen sämtlicher Gerüstkinder einen Daumen abgebissen hatte. Seit der Hund weg war, ging es ihm sichtlich schlechter. Er lief immer in der gleichen labbrigen Lederhose rum und hatte stets eine Wodkaflasche in der Hand. Ab und an klingelte er bei uns oder anderen Anwohnern und bettelte um Essen. Meine Mutter fürchtete sich etwas vor Michael, ließ ihn aber nie mit leeren Händen gehen.

»Es ist der verrückte Alman – Michael!«, rief ich Richtung Küche.

»Oh, der Arme! Komm, gib ihm was von den Aprax.« Aprax – auch »Sarma« genannt – sind mit Reis gefüllte Weinblätter.

»Warte kurz«, sagte ich mürrisch in den Hörer. Ich joggte zurück in die Küche. »Aber die sind doch für den Geburtstag morgen!«

»Tahsim, sei kein Hayvan. Das sind genug!«, meckerte meine Mutter und runzelte dabei die Stirn, weil sie entsetzt war über die von mir untypische Gier.

Wenn du in einer kurdischen Großfamilie aufgewachsen bist, lernst du eines: Mit Gier und Egozentrik kommst du nicht weit. Wenn wir uns als Kinder um eine Packung Kinderriegel gestritten hatten, pflegten unsere Eltern immer zu sagen: »Der Sonnenschein des Tages gehört allen.« Wir waren meist genervt von dieser Ermahnung, lernten aber, alles gerecht untereinander aufzuteilen: Süßigkeiten, Socken, Schulranzen.

Deswegen verstand ich, wieso meine Mutter so entsetzt war – ich selbst war es auch. Es war einfach ein merkwürdiger Tag, und bisher wehrte sich einfach alles dagegen, nach Plan zu verlaufen.

Mit einem Teller Aprax in der Hand lief ich schließlich die zwei Stockwerke runter und stieß unten am Eingang auf Michael.

»Heeeey, danke, Mann. Hat Mama gekocht, nich' waa?«, nuschelte er und kam näher. Ich roch die beißende Note von Hochprozentigem. Die Luft anhaltend und kommentarlos überreichte ich ihm den Teller. Er begann direkt zu essen. Nach jeder verdrückten Weinblattrolle leckte er sich das Tomatenmark von den Fingern.

»Eine gute Mama hastu, weißte das, Junge?«, schmatzte er.

»Ehh, ja«, antwortete ich und drehte mich von ihm weg, um wieder nach oben zu gehen.

»Meine war auch so toll.«

Ich blieb am Treppengeländer stehen, drehte mich um und hörte ihm weiter zu. »Sie hat auch immer gekocht und so'n

Kram. Nich' hier so was Orientalisches. Aber ihre Pfannkuchen, die war'n gut, Junge, Junge.«

»Wo ist deine Mama?«, fragte ich, immer noch mit dem Rücken zu ihm gekehrt.

»Sie ist tot.«

Mir lief ein Schauer über den Rücken, und ich wurde immer wütender. Wütender, weil alles so verdammt merkwürdig war. Wütender, weil ich nicht oben stand, um weiterzuarbeiten. Wütender, weil Mütter sterben können.

Zurück in der Küche, sah ich, wie meine Mutter immer noch vor dem Rezept kauerte und versuchte, sich ein Bild zu machen. Ich öffnete einen der Küchenschränke und stellte mich auf die Zehenspitzen, um an eine der Porzellanschalen zu kommen, die in der hintersten Ecke gelagert wurden. Selbst das machte mich jetzt wütend. Ich streckte mich, machte meinen Körper ganz lang und spürte, wie meine Finger die Schale berührten.

Ich konnte gerade den Rand zwischen Zeige- und Mittelfinger klemmen, als meine Mutter im selben Moment sagte: »Tahsim, übersetze dieses Rezept. Ich verstehe das nicht.«

Die Porzellanschale glitt mir aus den Fingern und zersplitterte auf dem Fliesenboden in 1000 kleine Teile. Ich spürte, wie ich rot anlief, dann brach es einfach aus mir heraus. Auf Deutsch schrie ich sie an: »WAS VERSTEHST DU ÜBERHAUPT??? Niemanden am Telefon, nicht unseren besoffenen Nachbarn, nicht mal ein dummes Rezept! MAMA, ES REICHT – BITTE LERN DEUTSCH!!!«

Ich bereute es sofort.

Erleichterung und Scham machten sich zeitgleich in mir breit. Es fühlte sich an, als hätte ich etwas ausgesprochen, was schon lange in mir gebrodelt hatte. Ich hatte soeben diesen einen verbotenen Gedanken ausgegraben und ausgesprochen. Es war dieser Tag, der mich zum Monster gemacht hatte. Die Hochzeit und der Geburtstag hatten mich zu einem gierigen Arschloch gemacht, das Dinge aussprach, die ich immer verdrängt hatte. Vermutlich fühlte es sich deswegen so erleichternd an. Als würde man die engsten Sneaker der Welt ausziehen, nachdem man 20 000 Schritte mit ihnen gelaufen war.

Die Erleichterung verflog aber ganz schnell, und die Scham nahm überhand, als ich bemerkte, wie die Augen meiner Mutter glasig wurden und glitzerten. Ein stechender Schmerz schoss durch meinen Körper. Nichts ist für mich schlimmer, als meine Mutter weinen zu sehen, und ich sehe sie selten weinen. Ich weiß nicht einmal, wann sie zuletzt geweint hat. Lehrer, Elternvertreter, Sachbearbeiter – viele Menschen hatten ihr allen Grund für Zerbrechlichkeit gegeben. Doch sie war immer standhaft geblieben. Und jetzt war es ausgerechnet ihr undankbarer Sohn, der sie zum Weinen brachte.

»Mama ... tu-tut mir leid. Bitte!«, stotterte ich. Ich bettelte förmlich um Erbarmen wie ein Kind, das gleich zu 30 Jahren Hausarrest verdonnert wird.

Es gab jedoch keinen Grund, um nach Vergebung zu suchen, denn meine Mutter wollte mich gar nicht ermahnen. Sie setzte

sich auf einen der Holzstühle, während ihr Tränen die Wangen hinabflossen. Ganz still.

»Von wem denn, mein Sohn? Wer hätte mir Deutsch beibringen sollen?«, fragte sie leise.

»Mama, das war ein Spaß!« Ich holte den Kehrbesen und fegte die Scherben auf, um mich irgendwie abzulenken. »Tut mir wirklich leid, Mama. Du musst kein Deutsch können.«

»Wer hätte es mir beibringen sollen?«, wiederholte sie leise. Ich traute mich, wieder in ihre Richtung zu gucken. Es flossen nun keine Tränen mehr, aber sie hatte einen starren Blick aufgesetzt und guckte regungslos nach vorne. »Ich war doch immer nur hier. Alleine mit euch.«

Ich setzte mich auf den Stuhl gegenüber von ihr.

»Wenn ihr morgens wach werdet, ist Baba schon längst auf der Arbeit. Ihr geht zur Schule, und ich gehe putzen. Dann komme ich nach Hause und bin hier alleine ...« Sie guckte noch immer ins Leere. »Also, sag mir, mein Sohn: Wer hätte mir Deutsch beibringen sollen? Etwa dieser Tisch hier?« Sie legte ihre Hand auf den Esstisch. »Es gab Tage, an denen ihr auf Klassenfahrten wart und auch Baba viel unterwegs war und ich mehr Zeit mit diesem Tisch verbracht habe als mit einem Menschen. Ich habe hierauf Gemüse geschnitten, Teig geknetet, saß daran, um zu essen oder meinen Çay zu trinken. Der Tisch war immer hier, aber ich konnte nichts von ihm lernen.«

Ich umklammerte ihre Hand auf dem Tisch. »Es tut mir leid, Mama. Du bist nicht alleine.«

»Das Alleinsein ist nicht das Problem, mein Sohn. Deine Mutter ist gut darin. Wir Kurden sind gut darin, alleine zu sein. Vergiss nicht: Die einzigen Freunde der Kurden sind die Berge. Diese Wohnung, dieser Block ist mein Berg. Er gibt mir Schutz, aber kann mir kein Deutsch beibringen.« Ich umklammerte ihre Hand noch fester, während sie weitersprach: »Und wenn ich es dann versucht habe ... rauszugehen, mit Deutschen zu reden. Sie wollten mich nicht –«

»Das stimmt doch nicht. Jeder liebt dich!«, unterbrach ich sie, obwohl ich ganz genau wusste, was sie meinte.

»Ich habe alles versucht, mein Sohn. Bin zu euren Schulfesten gegangen, habe Leute im Bus für Gespräche angesprochen. Ich habe sogar in der Kirche ausgeholfen. Da haben die mich gefragt, ob ich ihre Putzfrau werden möchte. Ich habe den Job angenommen, weil die echt gut bezahlt haben«, lachte sie. Das habe ich von ihr: in beklemmenden Situationen schlechte Witze machen. »Ach, und ich bin sogar jedes Jahr wieder zu Deutschkursen gegangen. Ich war öfter da als die dumme Lehrerin, die angeblich jedes Mal krank war. Wenn ich zum Kursabschluss aber mal Börek mitgebracht habe, dann war sie da.«

»Wie sahen die Berge dort aus? In deiner Heimat?«, fragte ich, um sie abzulenken, und stellte dabei fest, dass wir bisher nie im Detail darüber gesprochen hatten. Wie hatte meine Mutter als Kind gelebt?

»Das Merkwürdige ist: Hier vergeht seit Jahren ein Tag nach dem anderen. Ich weiß gar nicht mehr, was ich hier gestern

gemacht habe. Aber ich kann mich an jedes einzelne Detail aus unserem Dorf erinnern.« Ihr starrer Blick löste sich, ein Lächeln stahl sich auf ihr Gesicht, und der Knoten um mein Herz begann, sich zu lösen. »Es ist der schönste Fleck auf Gottes Erden. Grünes Land – so was hast du noch nie gesehen, mein Sohn. Die Wassermelonen – so was habe ich seitdem nie wieder geschmeckt. Die Berge haben uns Schutz und Kraft gegeben. Es war unvergleichlich«, schwärmte sie vor sich hin.

»Das hört sich aber alles so ... gut an. Wie kommst du dann darauf, diesen Block mit deinen schönen Bergen zu vergleichen?«, fragte ich und schaute aus dem Fenster auf die anderen Blocks, die neben unserem in den Himmel ragten.

»Auch in der Heimat war es nicht immer schön, Tahsim. Wir wurden in die Berge verbannt, um dort Blumen wachsen zu lassen. Wir haben es uns dort schön gemacht. So habe ich es auch hier gemacht. Ihr seid meine Blumen. Deine Geschwister und du.« Das pflegte sie immer zu sagen. Und jedes Mal erwischte es mich.

Wenn wir mal über ihre Heimat sprachen, kam meine Mutter nie aus dem Schwärmen raus. Immer berichtete sie nur davon, wie gut es ihnen damals gegangen war, wie sie gemeinsam den familiären Hof bewirtschaftet hatten und dass der Zusammenhalt im ganzen Dorf enorm gewesen war. Ich hörte ihr gern dabei zu, stellte mir aber auch immer eine Frage. Nun sprach ich sie zum ersten Mal laut aus: »Wieso seid ihr dann hergekommen – nach Deutschland?«

Meine Mutter löste sich jetzt endgültig aus ihrer Starre. Es sah aus, als würde sie sich von einer Hypnose frei machen. Sie stand auf und setzte natürlich Wasser in ihrer Çay-Kanne auf. Mit dem Rücken zu mir, erzählte sie: »Das Geld reichte nicht. Es war das Geld. Und die Leute haben gesprochen. Erzählten, dass es Arbeit in Deutschland gibt, auch für Kurden – sogar für Yeziden. Ohne Angst davor haben zu müssen, die eigene Sprache zu sprechen. Also kamen wir – und es war gut so.«

Ich hörte, wie sie das heiße Wasser von einer Kanne in die andere goss und es kurz zischte, als der Tee das Wasser berührte.

Sie sagte, dass es gut war, dass sie gekommen waren, was mich heute annehmen lässt, dass es sich für meine Eltern gelohnt hatte und sie ihr Ziel erreicht hatten: Wohlstand. In Deutschland. Damals noch zu sechst zusammengekauert in einer kleinen Wohnung. Auf mich hatte das oftmals klein gewirkt, nichtig, und war alles andere als Wohlstand. Es sind aber Gespräche wie diese, die mir zeigen, wie unglaublich es ist, was meine Eltern geschaffen haben: eine Familie gründen, täglich arbeiten gehen und monatlich eine Wohnung für uns bezahlen, in welcher Möbel standen – zwar keine extravaganten, aber alles Nötige.

Sie hatten so ein Glück, dass es zu der Zeit kein Online-Shopping und Ratenzahlung per Klarna gab – meine Mutter hätte so was von diese 4 000-Euro-Couch von Westwing bestellt. Und mein Vater hätte in Krypto investiert. Gut, dass sie vor

dieser Zeit gekommen sind. Das aber sind Gedanken vom heutigen Tahsim.

Zurück zum Gespräch in der Küche, damals kurz vor meinem sechzehnten Geburtstag.

»Hast du Träume, Mama?« Ich verwendete dabei das deutsche Wort »Träume«, weil ich das kurdische Wort im Sinne der Selbsterfüllung nicht kannte. Sie verstand mich nicht, daher versuchte ich, es zu umschreiben: »Gibt es etwas, was du dir wünschst für dein eigenes Leben? Einen Beruf, eine Reise ... irgendwas?«

Sie dachte kurz nach und antwortete dann: »Das ist Träumen? Da muss man bestimmt vorher tausend Formulare ausfüllen, damit man das machen kann – ist hier immer so.«

»Mama, bitte – was wünschst du dir?«, fragte ich nachdrücklicher.

»Dass ihr glücklich seid. Meine Blumen.«

Es erwischte mich wieder, aber ich mochte ihre Selbstlosigkeit dieses Mal nicht annehmen: »Für dich selbst, Mama!!«

Sie setzte sich mit ihrem Çay wieder auf ihren Platz gegenüber von mir. Dann nahm sie einen kräftigen Schluck und sah mich an: »Ich traue mich nicht zu träumen. Ich wurde nicht dafür gemacht.« Sie trank wieder einen Schluck – und das Glas war leer. »Und jetzt reicht es, wir müssen weitermachen.«

Bis spät in die Nacht standen wir in der Küche und bereiteten alles vor. Wir hatten gut zu tun, aber meine Gedanken hingen durchweg an ihrem letzten Satz. Erst als ich

erschöpft im Bett lag, konnte ich loslassen, weil ich direkt eingeschlafen bin.

Der Tag, an dem Orhan für immer verschwand

Am nächsten Tag war mein Geburtstag. Die Sonne schien mit verboten intensiver Strahlkraft in das Zimmer von mir und meinem Bruder. Man hätte meinen können, es wäre ein Sommermorgen. Ich hörte Frauenstimmen – laute, eindringliche Frauenstimmen. Allerdings keine, die in eine hitzige Diskussion verwickelt waren, sondern singende. Ich erkannte die Stimme meiner Mutter. Sie sang kein Geburtstagsständchen, wie man nun annehmen könnte. Geburtstage werden bei uns nicht großartig mit einem üppigen Frühstück zelebriert und der Familie, die einem vorsingt. Nicht, weil uns Geburtstage egal sind, sondern weil wir Wichtigeres zu tun haben.

Dieser 16. Geburtstag sollte, wie gesagt, der erste sein, den ich abends so richtig, richtig feiern würde. Deshalb wollte ich noch etwas länger ausschlafen. Doch jeder Versuch, mich wieder in den Schlaf zu zwingen, wurde durch den lauten Gesang meiner Mutter vereitelt. Schließlich richtete ich mich in der unteren Etage unseres Doppelstockbetts auf und versuchte, zu mir zu kommen. Als sich mein verschlafener Blick langsam schärfte, sah ich, dass mein kleiner Bruder vor mir stand. Er bückte sich zu mir runter und sagte mit piepsiger Stimme:

»Mama singt, weil ... weil ...«

Ich hielt meinen Zeigefinger vor den Mund, um ihm zu bedeuten, dass er still sein soll, denn ich wollte hören, was

meine Mutter da sang.

Weil das Wohnzimmer gleich neben unserem Zimmer lag, konnte ich jedes Wort verstehen:

*Ay Bavo*

*Bavê min yê delal*

*Ez qurbana her çar birayê xwe bim*

*Ay bavê min güneh ye*

*Stûna mala me bavo*

*Şikir ji Xwedê*

Als meine Mutter aufhörte zu singen, wiederholten ein paar andere Stimmen die letzte Zeile, die meine Mutter gesungen hatte. In ihrem Gesang bedankten sich die bei Gott. Ich verinnerlichte das Gehörte und verstand allmählich:

*Oh, Vater*

*Mein schöner Vater*

*Ich wage es, mich für meine vier Brüder zu opfern*

*Oh, mein armer Vater*

*Mein Vater, die Säule unserer Familie*

*Gott sei Dank, danke für alles*

Ich schaute Jiyan an – und er sprach meine Interpretation des Liedes aus:

»Mama singt, weil Opa tot ist.«

Jetzt war ich richtig wach.

»Hör auf zu lügen, Jiyan!« Ich schlug die Decke zur Seite, um aus dem Bett zu steigen. »Opa war gestern noch hier unterwegs, als Mama und ich –« Bevor ich den Satz beenden konnte, ertönte aus dem Wohnzimmer plötzlich lautes Wimmern wie im Chor. Ich hörte einen Mann, der versuchte, die Frauen zu beruhigen. Dann geleitete er sie aus dem Wohnzimmer. Als Nächstes gingen mehrere Menschen an unserer geschlossenen Zimmertür vorbei und den Flur entlang, um unsere Wohnung zu verlassen. Dann war es in der Wohnung leise.

Jiyans Augen füllten sich mit Tränen.

»Was ist hier los? Wer sind diese Menschen?« Ich blickte ihn fragend an.

»Opa ist tot. Sie bringen ihn in die Türkei«, antwortete er langsam.

»Du sollst nicht lügen, Jiyan! Wo sind Dilan und Gülistan? Und Baba?« Dass ich nun wütender wurde, brachte ihn zum Weinen. Und er weinte laut. So laut, dass ich mir sofort den Gesang meiner Mutter zurückwünschte. Der hatte sich so wunderschön angehört, dass man kaum glauben konnte, wovon sie da sang.

Gerade als ich versuchte, Jiyan zu beruhigen, ging die Tür auf, und unsere Mutter stand auf der Schwelle. Sie war ganz blass, und ihre Augen waren geschwollen. Ihre Lippen waren ganz spröde, was darauf hindeutete, dass es ihr nicht gut ging. Wenn meine Mutter nervös war, kaute sie nämlich mit ihren Zähnen auf ihren Lippen herum. Jiyan stand auf und fiel meiner Mutter in die Arme.

»Was ist los, Mama?«, fragte ich, weil ich immer noch nichts von dem wahrhaben wollte, was Jiyan gesagt hatte. Obwohl die Zeichen eindeutig waren. Meine Mutter sah mich mit dem gleichen starren Blick von gestern an, als ich sie angefleht hatte, dass sie endlich Deutsch lernen soll.

»Tahsim, dein Opa ist nun bei Gott«, antwortete sie tonlos. Noch nie hatte ich mir so sehr gewünscht, dass jemand meinen richtigen Namen nicht kennt und mich stattdessen »Orhan« nennt, wie in diesem Moment. Mir wurde ganz kalt, und ich fühlte mich wie versteinert. Ich fühlte mich so, wie meine Mutter gerade aussah: wie eine leere Hülle, die orientierungslos herumwandert.

»Warum singst du dann?«, frage ich dümmlich.

»Weil jetzt nur noch das meiner Seele hilft«, gab sie zurück.

Ich weiß nicht recht, was in mich gefahren war, aber ich wollte das alles nicht wahrhaben. Ich konnte mich dem nicht beugen, dass wir einfach akzeptieren, dass mein Opa weg war – der Baba von Mama. Das ging nicht.

»Trink Çay, Mama. Komm, wir gehen in die Küche.« Ich stieg aus dem Bett. »Ich koche das Wasser auf.«

»Tahsim – hör auf!«

»Nein, Mama, du trinkst Çay, um die Last auf deiner Seele wegzuspülen. Du brauchst nichts über Opa singen.« Als ich an ihr und Jiyan vorbei in die Küche gehen wollte, versperrten sie mir den Weg.

»Tahsim«, sprach meine Mutter nun ruhig, »du bleibst hier und passt auf deinen Bruder auf. Wir fahren jetzt zur

Trauerfeier und bereiten die Reise in die Heimat vor.«

Heimat? Der schönste Ort der Welt.

»Wirst du auch gehen? In die Heimat?« fragte ich sie mit zittriger Stimme, die aber noch stark genug war, um das Durcheinander in mir nicht die Oberhand gewinnen zu lassen.

»Ich habe jetzt keine Zeit dafür, mein Sohn. Ich kann nicht, das weißt du.« Sie begann wieder zu weinen. Jiyan krallte sich fest an sie. Mir gingen tausend Gedanken durch den Kopf. Ihr Vater war verstorben, und sie durfte nicht an der Bestattung teilnehmen, weil sie kein zulässiges Reisedokument hatte, um in die Türkei einzureisen. Wut begann, die Trauer in mir abzulösen. Ich musste mich ablenken, deshalb quetschte ich mich ohne ein weiteres Wort an den beiden vorbei und ging in die Küche. Ich kramte den Schwarztee von Mevlana raus und wollte ihn waschen, wurde aber von meiner Mutter unterbrochen, die mir in die Küche gefolgt war. Sie kam auf mich zu, nahm mir den Tee aus der Hand und riss sich offenbar zusammen, um nicht erneut zu weinen. Dann sagte sie entschlossen:

»Erinnerst du dich, dass ich dir gestern gesagt habe, dass ich mich nicht traue zu träumen? Dass ich in Deutschland immer nur ans Arbeiten und Überleben gedacht habe, für euch, für meinen Baba?« Ihre Stimme hörte sich so zerbrechlich an.

»Ja?«, antwortete ich.

»Jetzt, wo Opa nicht mehr da ist, habe ich mich gefragt, wieso das so ist. Ich habe immer nur so hart gearbeitet, damit er träumen konnte. Damit er glücklich war.«

»O. k. ... tamam?« Ich schaute sie fragend an, weil ich mir nicht ganz sicher war, worauf sie hinauswollte.

»Deine Geschwister und du, ihr tut das Gleiche für mich. Ihr arbeitet, damit ich träumen kann. Aber ich weiß nicht, wie das geht, weil dieses Land mich nicht träumen lässt.« Meine Mutter hielt noch immer den Tee in der Hand. Ich stand wie versteinert da. »Wir können so nicht weitermachen«, fuhr sie fort. »Ihr müsst träumen. Meine Blumen sollen träumen.« Sie strich mir über das Haar.

»Okay, Mama. Es tut mir so leid.«

Meine Mutter schaute mir tief in die Augen und sagte: »Dir braucht nichts leid zu tun, mein Sohn. Dein Opa ist von einem Block zum nächsten gezogen, zurück in unsere Heimat, wo er auf dem höchsten Berg im Dorf ruhen und darauf warten wird, dass auch ich zurückkehre. Solange bleibe ich bei dir.«

Sie gab mir einen Kuss auf die Wange, und ich konnte ihre Tränen riechen. Dann verließ sie erst die Küche, dann die Wohnung und zog die Haustür hinter sich zu. Ich hörte, wie sie ihre Klagelieder leise weitersang.

Mama, an diesem Tag hörtest du auf, Deutschland gerecht werden zu wollen. Denn du wolltest, dass deine Blumen mehr Zeit zum Blühen haben, statt ihre Zeit darauf zu verwenden, sich den bürokratischen und gesellschaftlichen Herausforderungen dieses Landes zu stellen. Das habe ich an diesem Tag verstanden.

Jedoch habe ich niemals damit aufgehört, auch für dich zu existieren. Du hast mir dieses Leben geschenkt, und ich werde

niemals damit aufhören, es für uns beide möglichst schön zu gestalten, sodass auch du träumen kannst. Sodass auch du weißt, wie es ist, sich einmal für sich selbst zu entscheiden. Sich selbst zu verwirklichen. Sich selbst zu priorisieren. Ich kämpfe täglich dafür, damit »In einem anderen Leben hat Mama sich für sich selbst entschieden« nicht nur ein Gedankenspiel bleibt.

Du bist der schönste und intelligenteste Mensch, den ich kenne, und du hast mir so viel beigebracht. Danke für alles. Du hast alles richtig gemacht, und in jedem anderen Leben würde ich wieder dich als Mutter wählen.

Mama, bitte bleib so, wie du bist.

# Danksagung

**D**ieses Buch widme ich selbstverständlich in erster Linie meiner Mutter. Es gibt nicht genug Worte, um meine Achtung, Liebe und meinen Respekt für dich auszuformulieren. Eines aber ist sicher: Du bist alles für uns. Still, stark – ohne dich je zu beschweren. Dein Mut, deine Opfer und deine Liebe sind unser größtes Erbe.

Baba, danke, dass du mit Mama alle Strapazen durchgestanden und ihr alles, so gut es ging, vereinfacht hast. Du bist ihr Kompass in der Orientierungslosigkeit. Niemand bringt sie so sehr zum Lachen wie du. Danke.

Gülistan, Dilan und Jiyan – danke, dass ihr immer da wart und ich euer Bruder sein darf. Es ist die größte Ehre meines Lebens.

Destan und Nazdar. Das alles ist auch für euch. Ich bin so glücklich, dass ihr die neue Generation seid und die Frucht der harten Arbeit erntet. Ihr habt es verdient. Blüht so stark, wie ihr nur könnt.

Danke an Derya und Yasmin, dass ihr mir beim Auf und Ab während des Buchschreibens tatkräftig zur Seite standet und mir bewiesen habt, dass ich hier nicht nur meine Geschichte erzähle.

Danke an Jule Sommersberg, dass du mir gezeigt hast, wie wichtig der Lehrerberuf ist. Dank dir habe ich das erste Buch in meinem Leben gelesen. Nun habe ich das erste Buch in meinen Leben geschrieben. Verrückt.

# Fußnoten

**1** Das Zitat stammt aus einem Video auf TikTok, aber ich tue überall so, als hätte ich eine wissenschaftliche Studie dazu gelesen. Bitte gewöhne dich generell daran, dass von nun an alle meine fragwürdigen Gedanken hier stehen.

**2** Ich benutze in letzter Zeit öfter den AfD-Lingo von Wahlplakaten, weil er so schön sarkastisch klingt.

**3** Ich schwöre, irgendwann wird es als Wandtattoo in meiner Küche hängen.

**4** <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/olaf-scholz-ueber-migration-es-kommen-zu-viele-a-2d86d2ac-e55a-4b8f-9766-c7060c2dc38a>

**5** Kennt ihr diese Petitionsaufrufe auf Instagram gegen die drohende Abschiebung von Menschen? Ich würde nie so einen Aufruf für meinen Bruder starten – Spaß!

**6** »Vomitus« ist der Fachausdruck für Kotzen, aber ich verzichte in diesem Fall darauf, denn dieses Buch soll ein Bestseller werden, und Bestsellerautor\*innen benutzen nicht so ein primitives Vokabular.

**7** Ich meine die Toiletten direkt neben dem Blumenladen. Da war ich einmal – und nie wieder –, weil ich kein Geld für

Sanifair hatte.

**8** Ohne die richtige Kommasetzung, weil er ein bisschen leer im Kopf ist.

**9** So spricht meine Mama bis heute das Wort »Hefe« aus.

**10** Das Zitat stammt aus dem Film *The Dark Knight* aus dem Jahr 2008.

**11** Ich bin gerade zu faul, deren Bezeichnung zu googeln.

**12** Die zur Arbeit, die zu Aldi und die zum Arzt.

**13** Ihre Instagram-ID lautet *@dr.hatun*

**14** Baran wollte sogar eine Kiste Bier für ein potenzielles Flunkyball-Turnier besorgen, das aber natürlich erst veranstaltet wurde, sobald die Alten weg waren. Mittlerweile waren wir geübt im Olympia-Saufen.

# Über Tahsim Durgun

Tahsim Durgun wurde 1995 in Oldenburg geboren und studiert Lehramt für Deutsch und Geschichte. Im Januar 2024 geht sein satirischer Clip zu den von Correctiv enthüllten rechtsextremistischen Geheimplänen viral und wird sogar im Bundestag zitiert. Nicht erst seitdem begeistert Tahsim Hunderttausende Follower mit seinen Videos über die deutsche Gesellschaft und das postmigrantische Leben. In *Tahsims Interview Format* (Funk) ist Zynismus das Instrument seiner Wahl, wenn er bekannte Persönlichkeiten wie Felix Lobrecht oder Enissa Amani zu Wort kommen lässt. 2024 wurde er für seine Arbeit mit dem *Grimme-Publikumspreis* und dem *Blauen Panther* ausgezeichnet. Anfang 2025 startet sein eigener Podcast, in dem er mit prominenten Gästen über die skurrilen und wichtigen Dinge des Lebens philosophiert.

# Impressum

Einige der Personennamen im Text wurden aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes geändert.

Knauer eBook März 2025

© 2025 Knauer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG

Maria-Luiko-Straße 54, 80636 München Alle Rechte

vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Josephine Apraku, Anita Vetter und Patricia Ging

Songzitat auf S. 56 aus: EINES TAGES

Musik: HAAS, MARTIN/PELHAM, MOSES, Text: PELHAM,  
MOSES

© Hanseatic Musikverlag GmbH. Mit freundlicher

Genehmigung Covergestaltung: Büro Pong, Philipp Pongratz

Coverabbildung: Mirza Odabaşı

Die Nutzung unserer Werke für Text-und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-56115-7

## **Hinweise des Verlags**

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text-und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

## **Wissen, was gelesen wird**

Aktuelle Bestseller, spannende Unterhaltung, informative Sachbücher und kreative Geschenkideen: Entdecken Sie unsere Bücher und Autor\*innen auf [www.droemer-knaur.de](http://www.droemer-knaur.de).

Sie möchten über Neuheiten und aktuelle Aktionen auf dem Laufenden gehalten werden? Abonnieren Sie [hier](#) unseren kostenlosen Newsletter.